Franz Krojer

Aufschluss des Gäubodens

Aufschluss des Gäubodens

Franz Krojer

Differenz-Verlag
Franz Krojer
Postfach 900315
81503 München
kontakt@differenz-verlag.de
www.differenz-verlag.de

Umschlaggestaltung:
Judith Fuchs

Druck: Ulenspiegel, Andechs
1. Auflage, München 2006
www.ulenspiegeldruck.de

Inhalt

Einleitung

Aufschluss ist ein Begriff aus der Chemie, aus der quantitativen und qualitativen Analyse. Viele chemische Verbindungen, z.B. Salze, lassen sich relativ leicht analysieren, in ihre Bestandteile (Ionen) zerlegen, indem man sie in Wasser oder in einer Säure löst und durch Zugabe weiterer Mittel eine für sie charakteristische Reaktion (Fällung) herbeiführt. Es gibt jedoch auch „sehr resistente“ Verbindungen (Hofmann/Jander, S. 317), die erst nach umständlichen und langdauernden Vorbereitungsschritten einer üblichen Analyse zugeführt werden können, die also nicht ohne weiteres in Wasser oder in Säuren auflösbar sind, und solche vorbereitenden Spezialverfahren nennt man „Aufschluss“ oder „Aufschliessen“.

Der Gäuboden beginnt hinter Regensburg, donauabwärts gerechnet, und endet vor Vilshofen: eine circa 15 Kilometer breite Agrarsteppe am rechten Donauufer mit Straubing, Plattling und Künzing; gegenüber davon Deggendorf und der Bayerische Wald; etwas weiter donauabwärts Passau; die Isar aufwärts Landau, BMW-Dingolfing, Ohu, Landshut, Freising, München; parallel zu den Flüssen Auto- und Eisenbahnen. Infolge der Plattentektonik versank vor vielen Millionen Jahren ein Teil des Gebirgs; die Donau fand dadurch ihr Bett; die Senke füllte sich mit allerlei Dreck und Staub; so entstand der fruchtbare Lößboden.

Verläßt man bei Plattling die Autobahn – egal ob in Richtung Straubing oder Osterhofen –, wirkt die Landschaft zunächst langweilig. Man muss zur Donau gehen, hier ist Leben, beginnen

Perspektiven, fahren Schiffe zum Schwarzen Meer oder kommen von dort.

Literatur

Hofmann, Helmut und Gerhart Jander: Qualitative Analyse, Berlin und New-York 1972.

Straubing, Schikaneder-Stadt

Im Nibelungenlied heißt es im 21. Abenteuer, als die Nibelungen mit der Kriemhild „über die Donau kamen ins Bayernland" und Richtung Hunnenland zogen: „Dort in Pledelingen schuf man ihnen Gemach." Wegen dieser einen Erwähnung nennt sich Plattling eine „Nibelungenstadt": alle 4 Jahre gibt es die „Nibelungenfestspiele" oder einen „Nibelungenmarkt", eine Wirtschaft am Marktplatz hat ein uriges „Nibelungenstüberl" hergerichtet, im Globus-Einkaufszentrum sah ich jüngst eine „Plattlinger Hunnenwurst" angeboten und im Stadt-Cafe eine „Kriemhild-Torte" und ein „Nibelungen-Frühstück".

Emanuel Schikaneder wurde in Straubing geboren, aber nicht einmal eine Apotheke ist nach ihm benannt, grade mal eine Vorortstraße. Wer aber ist gleich wieder Schikaneder? Richtig, der hat den Text zur „Zauberflöte" geschrieben, ein ganz und gar miserables Libretto, dagegen Mozart aber eine so geniale Musik komponiert habe, dass der Text überflüssig geworden sei. Dass Schikaneder selbst am frühen Tod Mozarts nicht unbeteiligt war, hat sich auch irgendwie festgesetzt.

Ich wollte mein Vorurteil, wonach in Straubing eigentlich nichts über Schikaneder zu finden sei, bestärken und fuhr übers Wochenende hin. Abends schlenderten wir durch die Innenstadt bei schon sommerlichem Betrieb. 28. April 2001, Historischer Rathaussaal:

soeben wurde ein Beethoven-Konzert des Pianisten Martin Rasch beendet. Soll ich die beiden Konzertbesucher, Herr und Dame „mittleren Alters“, ansprechen? Ich sei wegen Schikaneder nach Straubing gekommen – beide können damit gleich etwas anfangen und er entgegnet mir spöttisch: „Außer einer nach ihm benannten Straße werden Sie nichts von ihm finden.“ Ich sage „Zauberflöte“ und er sagt „Scheiß-Text“. Ich sage, Schikaneder sei immerhin in Straubing geboren, und er sagt, die Mutter wäre nur auf der Durchreise gewesen. „Das habe ich noch nie erlebt, dass einer wegen dem Schikaneder nach Straubing fährt!“ Stattdessen verweisen mich die beiden freundlich auf Fraunhofer und Ulrich Schmidl, denn das seien die berühmtesten Söhne der Stadt, auch den weltberühmten Römerschatz solle ich mir natürlich anschauen, die Agnes-Bernauer-Festspiele sowieso.

— Der Römerschatz wurde 1950 in der Nähe von Straubing beim Bau einer Kläranlage gefunden. Versteckt wurde er im 3. Jahrhundert, als die Alamannen Rätien plünderten. Besonders beeindruckend sind die Gesichtsmasken der Paraderüstungen. Die römische Herrschaft begann zwischen den Alpen und der Donau zur Zeit des Augustus und endete formell 476 n. Chr. Aus alteingesessenen Kelten, Römern und Germanen, die lange schon romanisiert waren, sowie weiteren Germanen aus der Völkerwanderungszeit – in Ostbayern auch „slavisches Ursubstrat“ –, bildete sich die „Polyethnie“ der Bayern, anders als es der „handfeste Bestandteil altbayerisch-bayerischer Stammes- und Staatsideologie“ gern möchte, wonach ein einzelner, sozusagen reinrassiger bajuwarischer Stamm in ein weitgehend unkultiviertes Gebiet eingefallen sei. (Bosl, S. 18 und 45; weitere Details und Differenzierungen z.B. bei Dannheimer/Dopsch)

— Ulrich Schmidl, geboren Anfang des 16. Jahrhunderts. Über 20 Jahre war er Landsknecht in Südamerika, gilt als Mitbegründer von Buenos Aires und auch als der erste Geschichtsschreiber Argentiniens. Als er 1553 nach Straubing zurückkehrte, brachte er es zunächst zum Ratsherrn; aber weil er sich zur reformierten Kirche bekannte, musste er 1562 nach Regensburg ziehen, wo er 1581

reich starb. Noch nie zuvor hatte ich von „Schmidl“ gehört, nun weiß ich, dass auch bayerische Politiker ihn erwähnen, wenn die deutsch-argentinische Freundschaft gefestigt werden soll.

— Joseph von Fraunhofer, geboren am 6. März 1787. In München arbeitete er in den optischen Werkstätten von Utzschneider, Reichenbach und Liebherr und kam 1807 zur Glashütte nach Benediktbeuern, ein Voralpen-Kloster, das infolge der Säkularisation aufgelöst worden war. „So wurde Benediktbeuern zur Wiege des guten Rufes optischen Glases, für das Deutschland viele Jahre führend blieb“ (Jebsen-Marwedel, S. 20). Weitreichende Folgen hatte die 1814 erfolgte Entdeckung der Fraunhoferschen Linien im Sonnenspektrum. Konnte man bis zur Jahrhundertmitte immerhin noch ruhigen Gewissens behaupten, dass man niemals die stoffliche Zusammensetzung von Sonne, Planeten oder gar Sternen wissen könne, so änderte sich dies 1859 mit der Entdeckung der Spektralanalyse durch Kirchhoff und Bunsen völlig. So tief auch das Hubble-Teleskop blicken mag: es ist im Grunde dieselbe Materie wie auf der Erde, die in jenen entfernten Galaxien mit ähnlichen Spektral-Mustern leuchtet und analysiert werden kann. – Fraunhofer starb am 7. Juni 1826 in München infolge einer Infektion, vielleicht aber auch an einer berufsbedingten Bleivergiftung. Ein Gedenkstein hält fest: „Er brachte uns die Gestirne näher“.

Wie aber kam ich auf Schikaneder, was trieb mich seinetwegen nach Straubing? Denn ohne weiteres, ich gebe den Konzertbesuchern recht, fährt man deswegen nicht nach Straubing. Zwei Bücher waren es: das erste, von Helmut Perl, behauptet, man müsse die Zauberflöte ganz anders lesen, und ich las danach die Zauberflöte anders, begriff, dass ich nur einem seit 200 Jahren umlaufenden Verruf gefolgt war. Je mehr Mozart nach seinem Tod verhimmelt wurde, umso mehr wurde Schikaneder verteufelt. Man sagt zwar, Hildesheimer habe Mozart entgöttlicht, aber Honolka schreibt, bei Schikaneder habe Hildesheimer nur die gängige Literatur benutzt (S. 165), und also wurde Schikaneder nicht entteufelt.

Sein Vater hieß Joseph Schickeneder, der als „Herrbedienter“

in Straubing lebte, im selben Herrschaftshaus diente auch Juliana Schießl (aus Wettzell im Bayerischen Wald). 1745 sollte schnell geheiratet werden und am liebsten in Regensburg, da man ohnehin beabsichtigte, sich dort wegen besserer Arbeits- und Aufstiegsmöglichkeiten niederzulassen. Das Bittgesuch Schickeneders an das bischöfliche Konsistorium in Regensburg ist erhalten geblieben, in einem sehr seltsamen Deutsch:

Hochwürdigist Durchlauchtigister Herzog,
Gnädigister Fürst und Herr, Herr etc.
Da ich underthänigist Endtsernanter lezthin bereits 5, ich demüthigist zu Endtgesezte aber 6 jahr zu Straubing bey denen dißorthigen Herrschaften gedient, haben wir unß resolvirt, unser intentum demnächstens durch Pristerliche Copulation bewerckhstelligen zu lassen.
Gleichwie nun aber ich orator alhir zu Regensburg bey nächstens ankomment Hochansehnlicher Gesandtschaft Dienste suchen – somit mit der oratrice derohrten ins khünftig verbleiben werde: Also auch gericht an Eure Hochfürstliche Durchlaucht etc., unser bed underthänig demüthigistes anlangen und Bitten, die gnädigiste Verordtnung dahin ohnmaßgeblich thun zu lassen, daß wir zusamb verlobte Persohnen zu obgedachtem Straubing allein in Zeit 8 Tägen tanquam in loco commorationis ultimo notabilis umb so ehunder denuntirt – und sodan alhir zu Regensburg in der St. Ulrichs Pfarr copulirt werden durften, als wir bed in hißig Lutherischer Stadt und burgerlichem Hauß ohncopulirter in die länge nit gern miteinander beysamben wohnen wollen.
Zu genädigister Bitts-Erhörr wir unß anbey underthänig demüthigist empfehlen.
Euer Hochfürstl. Durchlaucht etc.
Underthänig demüthigiste
Joseph Schickheneder
Herrbedienter caelebs Straubing
und Juliana Schießlin caelebs Wettzell
(Zitiert nach Komorzynski, S. 22 f.)

Nach der Hochzeit hielten sich die Schickeneders abwechselnd in Straubing und Regensburg auf, da sich ihre Regensburger Karrierehoffnungen nicht ganz erfüllten; wodurch aber später eine Konfusion über den wahren Geburtsort Emanuel Schikaneders entstand. Denn der glaubte, in Regensburg geboren worden zu sein, was auch sein Neffe Karl weiter erzählte. Die Aktenlage sieht anders aus: „Dem Ehepaar Joseph und Juliana Schickeneder wurde jedoch im Jahr 1751 nur ein einziges Kind geboren, und zwar ein Sohn, der in Straubing zur Welt kam. ... Ich glaube deshalb, auf Grund der angeführten Tatsachen sagen zu können: Emanuel Schickeneder ist nicht am 9. April 1751 in Regensburg, sondern am 1. September 1751 in Straubing geboren worden.“ (Komorzynski, S. 25) Die ersten beiden Lebensjahre verbrachte Emanuel Schikaneder in Straubing, als aber sein Vater um 1753 starb, übersiedelte die Mutter endgültig nach Regensburg, und so konnte Emanuel Schikaneder später „im guten Glauben und mit gutem Recht Regensburg als sein Heimatstadt und auch Vaterstadt bezeichnen.“ (ebd.)

Die Witwe war zäh, man würde heute sagen, sie habe sich als Friseuse, Zeitungsausträgerin und Aldi-Kassiererin durchs Leben geschlagen. Es gelang ihr, ihre beiden Söhne bei den Jesuiten ausbilden zu lassen, die ihnen Musik und Schauspielen beibrachten („Jesuitentheater“). Emanuel Schikaneder wurde „Lyrant“ (Wandermusiker), stieg ein und auf, wurde Theaterleiter, gastierte in Salzburg, Wien und Laibach, wurde ein bekannter Hamlet-Darsteller. Neben den profitablen Allerweltsstücken ließ Schikaneder immer wieder auch Stücke von Shakespeare, Schiller und Goethe spielen, die nichts „einbrachten“.

Folgt man der Argumentation Perls, so ist die Zauberflöte eine betont anti-klerikale Aufklärungoper, die für das Österreich des Jahres 1791 ziemlich gewagt war. Der Königin der Nacht, die gleich anfangs (1,3) dem Papageno einen Maulkorb verpassen lässt, wird die Lichtgestalt des Sarastro entgegengestellt, der die Ideen der Aufklärung als freimauerischer Illuminat verkörpert. Um diesen politisch brisanten Stoff zu verwässern, wurde die „Umdreh-

Legende“ (Honolka, S. 157) ersonnen, wonach die Handlung in sich widersprüchlich und schlecht wäre. Ähnlich wie Salieri wurde auch Schikaneder zum Bösewicht gemacht, indem er Mozart zwar nicht gerade vergiftet, aber doch vor seinem Tod schamlos ausgenutzt haben soll. Da solches Zeug auch von der hohen Kunst aufgegriffen wurde (von Puschkins „Mozart und Salieri“ (1830) bis zu Formans Film „Amadeus“ (1985)), dürfte es längst ins „kollektive Unterbewusstsein“ abgerutscht sein, wo sich Kritiker wie Braunbehrens und Perl schwertun, aufzuklären.

Über Freimaurer bzw. Illuminaten vernünftig zu sprechen, ist ohnehin schwierig, denn ihnen haftet viel Mysteriöses und Esoterisches an. Man wird gleich verdächtigt, finstre Weltverschwörungstheorien zu hegen. Um 1800 waren die Illuminaten jedoch eine einflussreiche kulturelle und politische Kraft; zu den Mitgliedern dieses aufgeklärten Ordens, der organisatorisch viel von den Jesuiten und Rosenkreuzern übernommen hatte, jedoch politisch ganz andere Ziele verfolgte, gehörten Mozart und Schikaneder, aber auch ein Goethe oder Knigge, und der Einfluss reichte bis in höchste Regierungskreise. Je nach politischem Klima galten die Illuminaten als Staatsfeinde Nr. 1, die zu verbieten und auszuweisen waren, oder als wenigstens zu tolerierende oder gar anzuhörende politische Kraft. Besonders radikal waren die bayerischen Illuminaten, wo ein Joh. Adam Weishaupt gleichsam an einen leisen Marsch durch die Institutionen dachte, so dass nach und nach aus dem alten Bayern ein erneuerter, aufgeklärter, moderner Staat hervorgehen sollte. Und dieses Kalkül ging in Bayern sogar auf...

Zwei Jahre nach der Uraufführung der Zauberflöte schrieb Immanuel Kant seine Aufsätze über „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“; Perl hält es sogar für denkbar (S. 58f.), dass Kant durch die Zauberflöte zu seiner Veröffentlichung angeregt worden sein könnte. Der Text ist deshalb von besonderem Interesse, da Kant in philosophischer Weise aussprach, was allgemeines Gedankengut der damaligen Aufklärer war: „Wo Statute des Glaubens zum Konstitutionalgesetz gezählt werden, da herrscht ein Klerus, der der Vernunft, und selbst zuletzt der Schriftgelehr-

samkeit gar wohl entbehren zu können glaubt, weil er als einzig autorisierter Bewahrer und Ausleger des unsichtbaren Gesetzgebers die Glaubensvorschrift ausschließlich zu verwalten, die Autorität hat, und also mit dieser Gewalt versehen, nicht überzeugen, sondern nur befehlen darf. – Weil nun, außer diesem Klerus, alles übrige Laie ist, (das Oberhaupt des politischen gemeinen Wesens nicht ausgenommen): so beherrscht die Kirche zuletzt den Staat, nicht eben durch Gewalt, sondern durch Einfluß auf die Gemüter, überdem auch durch Vorspiegelung des Nutzens, den dieser vorgeblich aus einem unbedingten Gehorsam soll ziehen können, zu dem eine geistige Disziplin selbst das Denken des Volks gewöhnt hat; wobei aber unvermerkt die Gewöhnung an Heuchelei die Redlichkeit der Untertanen untergräbt, sie zum Scheindienst auch in bürgerlichen Pflichten abwitzigt, und, wie alle fehlerhaft genommene Prinzipien, gerade das Gegenteil von dem hervorbringt, was beabsichtigt war." (Kant, S. 238 f.)

Aber hatte die Französische Revolution nicht gezeigt, wohin es führt, wenn man Adel und Klerus zu sehr angegreift? Die Zauberflöte von 1791 wurde in diesem Sinne umso unzeitgemäßer, je mehr sich die restaurativen Kräfte durchsetzten, also spätestens nach der Abdankung Napoleons. Im Österreich der Metternich-Ära musste man nun schon Beethoven heissen, um „die mächtige Stimme der Freiheit" ertönen lassen zu dürfen, „vielleicht damals ihre einzige deutsche Trägerin". (Rolland, S. 71) Es ehrt Schikaneder wiederum, dass er Beethoven mehrfach drängte, eine Oper zu komponieren, was 1805 zum Fidelio führte. Zu dieser Zeit war allerdings der Stern Schikaneders am Wiener Schauspiel- und Opernhimmel fast schon erloschen; er starb am 21. September 1812 als „Bettelmann" (Honolka, S. 251); die kriegsbedingte Geld-Abwertung von 1811 hatte ihm noch den letzten Rest gegeben (oder genommen, wie mans nimmt).

Es wurde bereits angedeutet: Bayern ist ein Illuminaten-Staat. Bayerns Sarastro heißt Maximilian Graf von Montgelas, der als „allmächtiger Minister" und „Diktator" eine neue bayerische Geschichtsepoche einleitete. (Bosl, S. 153 f.) „In Bayern war es 1799

so weit. Graf Montgelas, einer der führenden Münchner Illuminaten, bestimmte nach einigen Jahren im Exil die bayerische Politik." (Perl, S. 50) Nach dem Vorbild Frankreichs und unter dem militärischen Schutz Napoleons sollte ein aus München zentral verwalteter, moderner Staat in einem einheitlichen Wirtschaftsraum, mit aufgeklärter Rechtsprechung, modernem Schulwesen, religiöser Toleranz, abgeschaffter Leibeigenschaft usw. entstehen. Insbesondere das Kirchen- und Klostereigentum stand aber dieser Staatsbildung im Weg, was 1803 zur Säkularisation („= Einverleibung geistlicher Staaten und Enteignung kirchlichen Besitzes", Bosl, S. 156) führte. Die „freigewordenen" Klosterbibliotheken bildeten den Grundstock für die zentrale Bayerische Staatsbibliothek; z.B. wurde 1803 im Kloster Benediktbeuern die „Orffsche" Carmina Burana durch den Baron Johann Christoph von Aretin entdeckt, auch er ein Illuminat (und Büchernarr). (Das ergänzt sich: auch Utzschneider, der in diesem verlassenen Kloster die Glashütte bauen ließ und so beitrug zum Aufstieg Fraunhofers, war – ein abtrünniger Illuminat. (Bosch, S. 64))

Bayern, 1806 Königreich unter Einschluss Tirols geworden, fühlte sich mit Napoleon und nach Frankreich als ein Vorreiter eines neu zu schaffenden Europas aufgeklärter Staaten, mit missionarischen Absichten, wie sie z.B. 1809 in einer „Flugschrift" des genannten Barons von Aretin dargelegt wurden: „Zum großen Glücke für die Menschheit hat bisher nur Frankreich alleine seine Revolution von unten auf gemacht, und dann seinen Platz so genommen, daß es die andern Regierungen nunmehr, die ihrigen von oben herab machen lassen will." (Aretin, S. 20) Gegen den Klerus gewendet, schrieb der Baron auch: „Bey der Ausartung des geistlichen Standes, die im 18ten Jahrhunderte bis auf den höchsten Gipfel gestiegen war, konnte ihm nichts Schrecklicheres begegnen, als die Wiederherstellung der Grundsätze des Urchristentums, welche durch die Französische Revolution eingeleitet, und von Napoleon fest gegründet ward." (Aretin, S. 53)

Friedrich Schlegel konterte von Wien aus gegen den Baron von Aretin; er warf dieser „fest verbundene(n) Gesellschaft" „glühen-

den Haß gegen die Religion“ und „Zerstörung des Alten“ vor. Und Schlegel wusste noch genau, wohin zu zeigen war (und wovon die weiteren Sublimierer der Zauberflöte erfolgreich ablenkten): „Die dargelegten Grundsätze sind bekanntlich die der Sekte der Illuminaten.“ (Schlegel, S. 190 f.)

Claudio Magris, Professor für deutsche Literatur in Triest, schreibt über die bayerische „Revolution von oben“: „Montgelas hatte einen aufklärerisch-autoritären, von einem bürokratischen Apparat geführten Staat geschaffen, eine politische Maschinerie, die im Namen der Vernunft und des Fortschritts der Gesellschaft eine Zwangsjacke anlegte. Der Dialektik der Aufklärung entsprechend, hatte die bayrische Staatsmaschinerie auf dem Weg der Modernisierung Reformen durchgeführt und beträchtliche bürgerliche Freiheiten verwirklicht, während gleichzeitig ihr perfektes Funktionieren dazu führte, daß die Gesellschaft unterdrückt und gewaltsam in das administrative Räderwerk integriert wurde. Ihre Gegner – die ‚Schwarzen‘, Bauern und Klerikale – repräsentierten zugleich Tradition und Reaktion, rückständige Volkstümlichkeit und bisweilen aber auch authentische Bedürfnisse des Volkes, Freiheit und Autonomie, die historische Individualität, die sich berechtigterweise dagegen verwahrte, von einem jakobinisch-absolutistischen Despotismus verdrängt zu werden.“ (Magris, S. 133)

Ähnlich differenzierend sollte man bei der Zauberflöten-Lektüre verfahren. Um die Lichtgestalt des Sarastro schleicht auch ein Monostatos, der voller Intrige ist. Man könnte, sollte sagen, dass im Zauberflöten-Libretto durchaus differenzierte Charaktere und Handlungen vorkommen und es ein „sehr gutes Stück aus der Zeit“ ist (Hacks, Zur Romantik, S. 82), wogegen die „Umdreh-Legende“ gerade eine solche Abwägung verhindert.

Literatur

Aretin, Johann Christoph von: Die Plane Napoleon’s und seiner Gegner besonders in Teutschland und Oesterreich, München

1809, Uni-Bibliothek Signatur „0001/8 Hist 8289(2“. Diese „Flugschrift“ hat 71 Seiten. In diesem Buch sind noch weitere Texte der damaligen Zeit eingebunden, so z.B. eine „Apologie Napoleons des Großen“ (1814), aber auch Gegenschriften wie „Ueber Sinn und Absicht einiger Stellen der in München erschienenen Flugschrift: Die Plane Napoleons und seiner Gegner“ von Friedrich Jacobs, Gotha 1810.

Beethoven, Ludwig van: Fidelio, Dichtung nach Bouilly von J. Sonnleithner und G. F. Treitschke. Vollständiges Buch, neu herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Zentner, Stuttgart 1977.

Bosch, Manfred (Hrsg.): „... du Land der Bayern“, Ein politisch-historisches Lesebuch, Köln 1983.

Bosl, Karl: Bayerische Geschichte, München 1980.

Braunbehrens, Volkmar: Größe und Elend des Antonio Salieri, in Acta Mozartiana (Mitteilungen der Deutschen Mozart-Gesellschaft e.V.), Dezember 1995.

Dannheimer, Hermann: Auf den Spuren der Baiuwaren. Archäologie des frühen Mittelalters in Altbayern. Ausgrabungen-Funde-Befunde, Pfaffenhofen 1987.

Dannheimer, Hermann und Heinz Dopsch: Die Bajuwaren - Von Severin bis Tassilo 488 – 788, München und Salzburg 1988.

Das Nibelungenlied, übersetzt von Felix Genzmer, Stuttgart 1965 und 1992.

Hacks, Peter: Versuch über das Libretto, in: Oper, München 1980.

Hacks, Peter: Zur Romantik, Hamburg 2001.

Hildesheimer, Wolfgang: Mozart, Frankfurt am Main 1982 (3. Auflage). Siehe auch seinen kürzeren Text: Wer war Mozart?, Frankfurt am Main 1973 (4. Auflage).

Honolka, Kurt: Papageno. Emanuel Schikaneder. Der große Theatermann der Mozart-Zeit, Salzburg und Wien 1984.

Jebsen-Marwedel, Hans: Joseph von Fraunhofer und die Glashütte in Benediktbeuern, München 1976 (2. Auflage).

Kant, Immanuel: Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, herausgegeben von Rudolf Malter, Stuttgart 1974.

Komorzynski, Egon: Emanuel Schikaneder. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters, Wien 1951.

Magris, Claudio: Donau – Biographie eines Flusses, München-Wien 1988.

Markmiller, Fritz: Weltfahrer Ulrich Schmidl, in: Vogel, Dieter: Der Gäuboden. Heimatbuch, Vilsbiburg 1996.

Mozart, Wolfgang Amadeus: Die Zauberflöte, Oper in zwei Akten; Dichtung von Emanuel Schikaneder, Vollständiges Buch; Im Anhang Szenen aus Der Zauberflöte Zweiter Teil, Ein Fragment von Johann Wolfgang Goethe; Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Zentner, Stuttgart 1973.

Perl, Helmut: Der Fall „Zauberflöte“, Mozarts Oper im Brennpunkt der Geschichte, Darmstadt 2000.

Puschkin, Alexander: Mozart und Salieri (russisch/deutsch), Übersetzung und Nachwort von Kay Borowsky, Stuttgart 1985.

Rolland, Romain: Ludwig van Beethoven, Zürich und Stuttgart 1978.

Ross, Carlo: Abenteurer und Rebell. Ulrich Schmidl und die Entdeckung Lateinamerikas. Eine Romanbiographie, Regensburg 1996.

Schlegel, Friedrich: Über eine merkwürdige Verteidigungsschrift der französischen Grundsätze, in: Schmitt, Hans-Jürgen: Die deutsche Literatur in Text und Darstellung, Romantik I, S. 187-192, Stuttgart 1974.

Vom Honigdünger

Hochsommer Mitte August 2004. Mai und Juni, dieses Jahr insgesamt war schon als „total verregnet“ abgeschrieben worden, aber nun endlich: radfahren, draußensein, abschalten. Einzig und allein – das zugegeben – sind es noch die „Wepsen“, die diese Idylle stören, denn sobald man einen Kuchen oder Spezi bestellt hat, kommen auch sie.

Ich frage einen Imker, wie es seinen Bienen gerade so gehe. Man müsse jetzt mit dem Zufüttern beginnen, sonst würden sie verhungern, sagt er. Im Hochsommer, mitten im fruchtbaren Gäuboden? Die „Tracht“, so erklärt er, sei schon zu wenig, der Nektar deshalb spärlich, und da der Honig den Bienen schon genommen wurde, müssten sie mit Zuckerwasser gleichsam künstlich ernährt werden.

Mir kommt ein Verdacht: Irgendwo habe ich nämlich gelesen, die alten Griechen und Römer hätten nur den Honig als Süßungsmittel gekannt. Da sie folglich noch keinen Zucker hatten, konnten sie ihn auch noch nicht wie wir „zufüttern“, und also hätte die antike Bienen„zucht“ barbarisch darin bestanden, Bienenvölker auszuplündern.

Zuhause öffne ich Vergils „Vom Landbau“, *den* Dichter der Augustuszeit. Das letzte Kapitel handelt über die Bienenzucht. Mein Verdacht wird nicht bestätigt! Im Gegenteil, gerade weil die alten Römer keinen Zucker kannten, war die Imkerei vielleicht sogar noch eine größere Kunst. Welch eine Sorgfalt wurde alleine beim Anlegen eines Bienengartens verwendet:

Aber ein lauterer Quell sei da, ein moosgrüner Teich und
Fliehend über das Gras der Wiesen ein schmales Bächlein.
Und eine Palme beschatte den Vorhof oder ein Ölbaum,
Da, wenn die neuen Könige führen erstmals die Schwärme
In ihrem Lenz und die Jugend spielt, den Waben entronnen,
Sie das benachbarte Ufer einlädt, der Hitze zu weichen,
Und unter grünendem Dach gastfreundlich der Baum sie aufnimmt.
Mitten ins Wasser, es stehe träge oder es fließe,
Wirf nach der Quere Weiden hinein und mächtige Steine,
Daß auf häufigen Brücken sie ruhn und die Flügel ausbreiten
Können zur Sonne des Sommers, wenn etwa die Säumigen anspritzt
Oder sogar in die Fluten versenkt der stürmische Ostwind.
Ringsumher blühe grünendes Zimtkraut und Quendel, der weithin
Duftet, von würzig riechendem Bohnenkraut eine Menge,
Und den bewässernden Quell mögen trinken Beete von Veilchen.

Der antike Imker durfte eben nicht den Bienen allen Honig nehmen, da sie ihn zum Überwintern brauchten. Falls der Winter im Mittelmeerraum einmal streng war, dann mussten sogar Reserven zurückgefüttert werden. Vergil nennt auch das Rezept, wie ein solcher Reserve-Honig zubereitet werden soll:

Nun will ich raten, bereits zu entzünden die harzigen Düfte,
Einzuführen den Honig in Schilfkanälen und selber
Mahnend die Müden und Matten zum trauten Mahle zu rufen.
Nützlich auch mengt man hinzu des gestoßenen Gallapfels Säfte,
Trockene Rosen, verdickten Most, auf reichlichem Feuer
Ausgekocht, trockene Trauben, gelesen von psithischer Rebe,
Attischen Thymian auch und die Erdgalle, bitteren Duftes. ...
Doch hat man plötzlich das ganze Volk der Bienen verloren ...

Mir scheint, die Bienenzucht der Antike war Mangelwirtschaft. Sie glich einer Gratwanderung zwischen möglichst hohen Ertragszielen und der Gefahr des Verhungerns der Bienenvölker: das Resultat war ein eher mäßiger Ertrag zu hohen Preisen. Man mag unsern raffinierten Zucker heutzutags noch so geringschätzen – aber dadurch wurden auch größere Honigernten ermöglicht.

Also wollte ich wissen, wie es kam, dass wir heute Zucker im Überfluss haben. Zunächst: es wäre falsch zu sagen, die Antike hätte nur den Honig als richtiges Süßungsmittel gekannt. Dies mag zwar für den Mittelmeerraum stimmen, aber in Indien war schon

längst das Zuckerrohr kultiviert worden; es zählt zu den ältesten Kulturpflanzen. Nebensächlich könnte ich mir auch vorstellen, dass gelegentlich kleine Mengen solchen „indischen Honigs“ zu irren Preisen von der römischen Schickeria gekauft wurden.

Ich fand meine Vermutung bei Brillat-Savarin (1755-1826) bestätigt: „Das Zuckerrohr stammt aus Indien, und es ist gewiß, daß die Römer den Zucker als gebräuchliche und kristallisierte Substanz noch nicht kannten. Andererseits könnten einige Stellen in der Literatur der Alten uns wohl glauben lassen, daß man in gewissen Rohren einen süßen Extrakt gefunden hatte. Lucian sagt:

> Quique bibunt tenera dulces ab arundine succos.
> (Die aus zartem Rohr den Saft, den süßen, trinken.)

Aber von einem süßen Rohrsaft bis zu dem Zucker, wie wir ihn besitzen, ist ein weiter Weg; diese fortschrittliche Kunst hatten die Römer noch nicht errreicht.“ (Sechste Betrachtung, Der Zucker)

Das christlich-mittelalterliche Abendland hat erst durch die Araber vom Zuckerrohr erfahren. Immerhin hatte schon Christoph Columbus auf seiner zweiten „Westindien“-Fahrt Zuckerrohrpflanzen dabei; und 1506 glückte in Haiti schon der erste Anbau. Nach mancherlei Versuchen gelang in den „westindischen“ Kolonien erstmals auch die Herstellung von reinem Zucker. Dieser wurde bald zu einer der wichtigsten Kolonialwaren und zum Anbau wurden noch viel mehr Sklaven benötigt.

Das Zuckerrohr hat jedoch einen großen Nachteil: es gedeiht nur in den Tropen, günstigenfalls in den Subtropen, nicht aber in unsern Breiten. Also kam man auf die Runkelrübe bzw. züchtete fortan die Zuckerrübe. Dass aus ihr Zucker gewonnen werden kann, wurde 1747 von Andreas Sigismund Markgraf entdeckt. Sein Schüler Franz Carl Achand konnte den Preußen-König Friedrich Wilhelm III. dafür gewinnen, die erste Rübenzuckerfabrik der Welt bauen zu lassen, die 1801 fertig gestellt war. Aber so richtig los mit dem Industriezucker ging es erst ein paar Jahre später in Frankreich, als dem Land durch die napoleonische Kontinentalsperre der Rohrzucker ausging.

Wie immer gab es die Motzer gegen das Neue, so Brillat-Savarin: „Als der Rübenzucker in den Handel gebracht wurde, fanden gewisse Leute, nämlich die Unwissenden und die am Herkömmlichen Hängenden, daß er schlecht schmecke und nicht süß genug sei. Einige behaupteten sogar, er sei der Gesundheit schädlich. Aber man kann ein glänzendes Beispiel von der Macht der Vorurteile und von den Hindernissen, welche sich dem Durchbruch einer jeden neuen Wahrheit entgegenstellen, in dem Umstand finden, daß von hundert Engländern nicht zehn daran glauben, daß man aus Runkelrüben Zucker machen könne.“ (Sechste Betrachtung, Vom einheimischen Zucker)

In der „Kornkammer Bayerns“ wurde die Zuckerrübe Mitte des 19. Jahrhunderts eingeführt und 1961 in Plattling sogar die größte Zuckerfabrik Deutschlands gebaut. Man setze sich im Spätherbst werktags in ein Cafe am Plattlinger Ludwig-Platz, mit Blick auf die große Kreuzung. Vom Straßenschild „Südzucker“ scheint eine magische Kraft auszugehen. Vollbeladen mit den fußballgroßen Knollen folgt ein Traktorzug nach dem andern diesem Zeichen, als ob sonst nichts auf der Welt von Bedeutung wäre.

Es ist also der Überfluss an Industriezucker, der es ermöglicht, dass auch vom Bienenhonig genügend viel vorhanden ist.

Literatur

Brillat-Savarin, Jean Anthelme: Physiologie des Geschmacks oder Betrachtungen über das höhere Tafelvergnügen, Übersetzt und herausgegeben von Hans Eckart Rübesamen, München 1962.

Frisch, Karl von: Aus dem Leben der Bienen, Berlin/Heidelberg/New-York 1969 (8. Auflage).

Schröder, Rudolf: Wirtschaftspflanzen der warmen Zonen, Stuttgart 1961.

Vergil: Vom Landbau, übersetzt von Getrud Herzog-Hauser, Zürich 1961.

Globus Plattling

Kaum hören wir Laputier im Radio, dass es bei Plattling ganz viel reine Natur gibt, geraten wir ins Schwärmen. Bei Plattling mündet nämlich die Isar in die Donau und dieses Mündungsgebiet sei vor allem im Mai eine überaus reizende Kulturlandschaft.

Wir haben uns direkt am Bahnhof beim Bayerischen Löwen einquartiert. Dass ich einmal in Plattling Urlaub machen würde! – doch die Trajektorien des Schicksals sind unergründlich, und so sitzen wir nun in einem Plattlinger Biergarten, essen Cevapcici zum Irlbacher Bier und prosten einer Dortmunder Familie zu.

Dortmunder in Plattling – das klingt wie eine Erzählung aus der Frühzeit des Tourismus. Wir radeln und was machen die? Er ist wegen seines Kajaks nach Plattling gekommen, denn hinter der Isarbrücke, etwas flussabwärts, gäbs ideale Strömungen und Wirbel, sogar eine Kajak-Europameisterschaft wäre jetzt; aber ohne ihn, denn er macht, wie gesagt, nur Kunststücke. Und seine Frau und das Kind? nein, die schauen zu und haben daran ihren Spaß.

Plattling baut ab. Als wir vor einem Jahr erstmals hier waren, sah man noch weniger leerstehende Geschäfte. Die Wirtschaftskrise, die Globalisierung, gewiss, aber noch mehr sinds der „Globus“ und die anderen Discounter, die im Gewerbegebiet, zwei Kilometer nördlich, entstanden sind. Parkplätze gibt es hier ohne Ende, die Auswahl ist riesig, das Essen preiswert.

In vielen Kleinstädten der USA sei dies längst Normalität, erzählt mir einer. Ganze Straßenzüge in den Ortskernen bestünden

nur noch aus Lücken, da viele Häuser schon abgerissen wurden. Aber die Kommunikation der Menschen untereinander findet dann doch bloß noch über den Fernseher statt! werfe ich etwas ratlos ein.

Die Eisdiele im Zentrum gibt es noch. Die Bedienung freut sich über uns, sie sagt, wir wären doch letztes Jahr auch schon hier gewesen.

Das Wahrzeichen

Als sie dir 1960 zur Wiedereinweihung solche Reime opferten:

Frohgelockt, ihr Schwestern, Brüder,
Das große Werk ist nun geschafft.
Schützend schau' der Himmel nieder,
Wo fest liegt Stein und Stahl in Haft!

So steht Plattlings Jugend hier in froher Runde,
Um würdiglich dies schöne Werk zu weih'n,
Uns Kindern, Schülern mag die Größe dieser Stunde
Für alle Zeiten unvergeßlich sein!

warst du geschmeichelt und die Plattlinger erhoben dich zum Wahrzeichen und nannten dich stolz „der eiserne Steg“.

Doch bist nur eine schmucklose Füßgänger-Brücke, die die eine Bahnhofsseite mit der andern verbindet. Zugegeben, es ist ganz schön, von oben herab herunterzuschauen, wenn die Züge einfahren, aber andererseits ist das ganz normal.

Viele Jahrzehnte sind es noch bis zu deinem Hundertjährigen, und du hoffst, die Bomber möchten bis dahin nicht noch einmal kommen. Seien wir bescheidener. Wenn ichs packe, dann komme ich am 16. Januar 2010 zu deinem Fünfzigjährigen und ein Flugblatt wird den Reisenden erklären, wer du bist, und dass Plattling früher eine Eisenbahner-Stadt war, als noch die Dampfloks fuhren und hier repariert wurden.

Am Flugplatz

Fast im Schatten des Natternbergs, mit Blick zum Bayerischen Wald über die Donau, betreibt der „Luftsportverein Deggendorf-Plattling e.V." seinen Flugplatz. Das ist der schönste Ort des Gäubodens, hier sitze ich bei Rotwein und Spaghetti und komme mir vor, als ob ich nichts anderes machen würde, niemals gemacht hätte. Nur ein paar Meter von den Tischen und Lotsen entfernt wird der Motor eines Kleinflugzeugs angelassen, ein Segelflugzeug zur Startbahn geschoben, zusammen gekoppelt, und ab in die Luft geht es. Gleich kommt das Propellerflugzeug zurück, um den nächsten Segler hochzuziehen. Stundenlang, schönes Wetter vorausgesetzt, könnte ich diesem Treiben zusehen.

Zimmertemperatur!

Obwohl es drückend heiß war, hatte ich Lust auf einen guten Rotwein, bestellte aber gleich Eiswürfel dazu. Als ich davon einige in den Rotwein kippte, schaute mich die Kellnerin verdattert an, und, weil ich diesen Blick kenne, sagte ich ihr, dass ich keinen lauwarmen Wein mag. Aber Rotwein trinkt man doch bei Zimmertemperatur, erwiderte sie. Janein, aber nicht wenn es 30 Grad hat. Die Kellnerin schaute mich nun nur noch mitleidsvoll an.

Das ist nicht nur im Gäuboden so, es gilt für ganz Altbayern. Der Hänselei wegen bestelle ich mir manchmal sogar dann einen Rotwein, wenn ich eigentlich Lust auf eine „kühle Weiße“ hätte. Zumindest in den Restaurants, die ich mir leiste, scheint nämlich als eine stolze kulturelle Errungenschaft zu gelten, dass man einen Rotwein niemals kühlen darf, selbst wenn er 35 Grad hätte.

Man nehme hingegen Nizza. Wie erfrischend der rote Tafelwein, auf 14 bis 16 Grad gekühlt, schmeckte! Nizza liegt übrigens in Frankreich.

Es gab eine Zeit, als selbst am feinen Starnberger See der Darjeeling in einer Kanne serviert wurde, die zuvor mit Kaffee gefüllt war. Es war dieselbe Zeit, als der Beilagensalat extra lieblos angemacht war und man zum Italiener gehen musste. Das wenigstens ist vorbei.

Als die Bayern Wein tranken

Das ist noch gar nicht so lange her:

„Die sonnigen Hänge der Isar (von Moosburg über Landshut abwärts bis Landau) waren in früherer Zeit reich mit Weinreben bestockt. Die in der Gegend häufig vorkommenden Familien- und Flurnamen Weinzierl und Weinpreß, Weingraben und Weinberg erinnern noch an die Zeit regen Weinbaus. Bis ins 17. Jahrhundert – etwa bis zur Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege war der Wein ein Hauptgetränk des gewöhnlichen Volkes. Bürger und Bauern genossen den Rebensaft wie heutzutage das Bier, das damals verhältnismäßig wenig bekannt war. Der Wein wurde meist warm getrunken und stark gesüßt. Besonders geschätzt war der Rebensaft aus der Dingolfinger Gegend: der Thürnthenninger Wein. Auf der fürstlichen Tafel zu Landshut wurde er (als Ehrenwein) mit Vorliebe kredenzt. Als später mit der Erschließung weitreichender Handelsverbindungen auf dem Wege in die großen Handelsstädte (nach Regensburg, Augsburg, Passau etc.) fremde, treffliche Weine aus dem Süden, vom Main und Rhein ins Bayernland kamen und dort allgemeiner bekannt wurden, verlor das eigengebaute Getränk bald an Wertschätzung und Achtung.“ (Bronner, S. 275)

„Von Regensburg ab sehen wir an den Hängen der Donauhöhen öfters Weingärten. Die Halden haben eine solche ‚Lage, daß sie viel in der Sonne sind‘. Vor Jahrhunderten muß der Rebbau in

dieser Gegend ziemlich bedeutend gewesen sein. Mehrere alte Urkunden erwähnen desselben und erzählen, daß den Feinden (z.B. den Schweden im 30jährigen Kriege), welche diese Gegend einst abplünderten, oft mehrere Fuder ‚Bayerwein' in die Hände fielen. Der Wein soll allerdings den rauhen Kriegerkehlen nicht besonders gemundet haben, denn die Feinde ließen die Fässer nicht selten nach dem Verkosten ganz auslaufen. Unsere bayerischen Bauern scheinen da weniger empfindlich gewesen zu sein. – Für die Bedeutung und den Umfang des Weinbaues spricht die Tatsache, daß der Markt Donaustauf einst der Sitz eines der sieben Hauptaufschlagämter des alten Bayernlandes war." (Bronner, S. 358) – Bis Mitte der fünziger Jahre des 20. Jahrhunderts wurde am Natternberg noch Wein angebaut und in der Nähe von Wörth liegt jetzt das letzte Weingut an der bayerischen Donau.

Der Regensburger Künstler Albrecht Altdorfer erwarb 1530 einen Weinberg unterhalb Donaustauf und bei Dechbetten[1]. (Krichbaum, S. 208) Einen Weinberg haben! Sagen uns die Klimaforscher nicht voraus, dass Bayern ein Klima wie die Toskana bekommen wird, während diese vertrocknet? Also, wenn man es an Isar und Donau zuerst mit der Sangiovese-Traube probieren würde, bevor uns der Chianti ausgeht?

Literatur

Bronner, F.J.: Bayerisch Land und Volk in Wort und Bild, München o.J. (1910).

Krichbaum, Jörg: Albrecht Altdorfer, Meister der Alexanderschlacht, Köln 1978.

[1] Donaustauf liegt ca. 10 km donauabwärts von Regensburg, bei der Walhalla; Dechbetten ist ein Regensburger Bezirk.

Schiller, Goethe und die Donau

Eine Lehrerin empfahl mir, Schillers Ballade „Der Handschuh“ zu lesen. Ich blätterte den Gedichtband durch und stieß auf die Sinnsprüche, die er zusammen mit Goethe geschrieben hatte, und von denen mehrere über Flüsse handeln, einer auch über die „Donau in B[ayern]“:

> „Bacchus der Lustige führt mich und Komus der
> Fette durch reiche
> Triften, aber verschämt bleibet die Charis zurück.“

Das ist wenig schmeichelhaft, aber dazu muss man erst wissen, was mit „Bacchus“, „Komus“ und „Charis“ gemeint ist.

Bacchus ist der Gott des Weines, das weiß man gerade noch. Aber mit ihm sind noch viel mehr Geschichten verbunden. Lange vor den Argonauten und dem Herkules, lange vor Troja soll er sich sogar in Indien herumgetrieben haben. Im Nationalepos der Portugiesen, den „Lusiaden“, das die Eroberungsfahrten Vasco da Gamas beschreibt, erscheint Bacchus immer noch als der Beschützer Asiens. Ich erzähle dies deswegen, da wir heute Bacchus meist nur noch mit geselligen Runden in Verbindung bringen. Das war aber ein Vorläufer Alexanders des Großen!

Karl Philipp Moritz, der mit Goethe in Rom war, berichtet in seiner 1791 erschienenen „Götterlehre“ auf gut sieben Seiten über

diesen göttlichen Helden. Für unseren Kontext scheint mir dieser Absatz noch wichtig (S. 128):

„Des Bacchus hohes Urbild war die innere schwellende Lebensfülle der Natur, womit sie dem Geweihten begeisternden Genuß und süßen Taumel aus ihrem schäumenden Becher schenkt. Der Dienst des Bacchus war daher, so wie der Dienst der Ceres, geheimnisvoll; denn beide Gottheiten sind ein Sinnbild der ganzen wohltätigen Natur, die keines Sterblichen Blick umfaßt und deren Heiligtum keiner ungestraft entweiht."

In einem kurzen Absatz wird auch Komus von Moritz beschrieben (S. 239):
„Mit einer gesenkten Fackel in der Hand und mit herabgesunkenem Haupte schlaftrunken an eine Tür sich lehnend, wurde Komus, der Vorsteher nächtlicher Schmäuse, frohen Lebensgenusses, muntrer Laune, heitrer Scherze und geselliger Freuden, von den Alten gebildet, und sie hielten den Genius des frohen Lebensgenusses nicht für unwürdig, in der Reihe der Göttergestalten mit aufzutreten."

Der Göttin der Anmut, Charis, bzw. den Charitinnen, den drei Grazien, widmet Moritz zwei Seiten, sie ähneln der Liebesgöttin, folgen ihr, sind aber sanfmütiger, milder, wohltätiger. „Vom Himmel senkten die drei Huldgöttinnen zu den Sterblichen sich hernieder, um die schönen Empfindungen der Dankbarkeit und des wechselseitigen Wohlwollens in jeden Busen einzuflößen. Auch waren sie es, welche vor allen anderen Göttern den Menschen die süße Gabe zu gefallen erteilten."

Aglaja (die Glänzende), Thalia (die Blühende) und Euphrosyne (die Frohsinnige) heißen die drei – ich erinnere mich, dass Schiller mal eine Zeitschrift namens „Thalia" herausgab, in der auch Hölderlin seinen Hyperion vorveröffentlichte.

Klar ist nun, wieso der Sinnspruch über die bayerische Donau, mit dem Gäuboden in seiner Mitte, wenig schmeichelhaft ist. Es ist zwar ein reiches Land, von der Kornkammer Bayerns sprach man früher, und „Bauernkönige" wurden darin groß, Bacchus und Komus fühlten sich wohl dort, aber die Charis hielt sich eben nicht dort auf; das verstehe ich so, dass zur Goethezeit die Bewohner als

grobschlächtig, egoistisch und unhöflich angesehen wurden. Man scheint alles zu haben und ist doch unzufrieden.

Findet sich bei diesen Klassikern noch mehr über die „bayerische Donau“? Goethes „Italienische Reise – Auch ich in Arkadien!“ fängt damit an! Anfang September 1786 ging die Reise los, den ganzen Sommer hatte es geregnet und Goethe näherte sich von Böhmen kommend Regensburg. Ihm fiel sogleich die große europäische Wasserscheide auf, welche mitten durch den Bayerischen Wald geht und wo die einen Quellen letztlich in die Nordsee münden und die andern ins Schwarze Meer: „Mir gibt es sehr schnell einen Begriff von jeder Gegend, wenn ich bei dem kleinsten Wasser forsche, wohin es läuft, zu welcher Flußregion es gehört. Man findet alsdann selbst in Gegenden, die man nicht übersehen kann, einen Zusammenhang der Berge und Täler gedankenweise.“

Man kann mit Goethe eine vertiefte Art des Reisens lernen, wie er eine Region z.B. nach ihren Gesteinen schnell überblickt oder auch in ihrer Fruchtbarkeit zu begreifen versucht: „Den Regenfluß herauf hatte in uralten Zeiten Ebbe und Flut aus dem Donautal in alle die Täler gewirkt, die gegenwärtig ihre Wasser dorthin ergießen, und so sind diese natürlichen Polder [Deichland] entstanden, worauf der Ackerbau gegründet ist. Diese Bemerkung gilt in der Nachbarschaft aller größern und kleinern Flüsse, und mit diesem Leitfaden kann der Beobachter einen schnellen Aufschluß über jeden der Kultur geeigneten Boden erlangen.“

Literatur

MORITZ, KARL PHILIPP: Götterlehre, hrsg. v. Horst Günther, Frankfurt am Main und Leipzig 1999.

Deggendorf Hostie Maus

Jean Paul wettert um 1800 in seiner „Clavis Fichteana“ heftig gegen die Philosophie Fichtes. Bei einer Redewendung Jean Pauls stutze ich: „die Maus, welche in Deggendorf die göttliche Hostie fraß ... “ (S. 208) Ich google nach „Deggendorf Hostie Maus“, finde aber nichts als Jean Paul.

Eine leichte Variation der Suchanfrage führt jedoch zu einem Aphorismus Lichtenbergs aus den Jahren 1772/73: „Die Mönche in Lodève in Gascogne erklärten eine Maus für heilig, die eine geweihte Hostie gefressen hatte.“ – Die Gascogne ist eine Landschaft im Südwesten Frankreichs, vor den Pyrenäen, und ihre Bewohner seien lebhaft und neigten zu Übertreibungen, deswegen „Gaskonade“ = „Prahlerei“ belehrt mich das Lexikon. Grob geortet könnte man vielleicht Lourdes und seine Sensationen noch zur Gascogne rechnen, aber das Städtchen Lodève liegt bald 300 Kilometer weiter östlich, zum Mittelmeer hin, bei den Cevennen, nicht unweit von Montpellier.

Mir scheint und ich setze an, um die Verwirrung zu mindern: Lichtenberg hat Lodève – aus welchen mir unbekannten Quellen auch immer schöpfend – richtig überliefert, täuschte sich aber etwas in der Geografie, während Jean Paul, als ihm die Überlieferung mit der hostienfressenden Maus einfiel, sie mit Deggendorf vermengte.

Die Frage wäre dann, warum Jean Paul gerade auf Deggendorf kam? Weil in Deggendorf um 1337 die Juden Hostien schändeten

und als Reaktion eine berühmte Wallfahrt entstand – wobei erst viel später nachgewiesen wurde, dass diese Hostienschändung nie stattgefunden hat und diese Legende nur die üble Judenverfolgung von 1338, die von Deggendorf ausging und bald auf andere niederbayerische Orte übergriff, übertünchen sollte.

Aventinus (1477-1534) überliefert in seiner Baierischen Chronik:
„Gleich in abgeschriebenem Jahre [1337] war in den Lüften ein großer Pfauenschwanz, so von den Griechen ‚cometa', von den Lateinern ‚stella crinita' genannt wird; man sah ihn länger denn drei Monate, nämlich er erschien im Brachmonat, Heumonat und Augustmonat.[2]
Und in diesen großen Zwietrachten des Kaisers und des Papstes meinten die Juden, es würde aus sein mit dem römischen Reich und dem ganzen christlichen Glauben (dem sie sonst am feindesten sind, den sie nur für einen Tand halten), und vermeinten, ihr Messias wollte kommen. Sie machten demnach einen großen Bund zusammen im ganzen teutschen Land wider die Christen, unterstanden sich dieselben mit Gift auszureuten, stahlen unser Sakrament des Leibes und Blutes Christi, warfen es in die Backöfen, schmiedeten es auf den Ambossen und trieben viel anderes Gespött damit. Da solches offenbar ward (denn es regnete Blut), wurden die Juden allenthalben in Teutschland gefangen und verbrannt, namentlich in Baiern zu Deggendorf, da Pfleger war Hartmann von Degenberg; auch zu Straubing ging es über die Juden. Allein die von Wien in Österreich und Regensburg in Baiern die hielten fest zu den Juden und erretteten sie. In anderen Städten allenthalben überfiel sie der gemeine Mann mit Gewalt; da half kein Retten nit, es war der Zorn Gottes."(Ausgabe Leidinger, S. 175; vgl. auch den ähnlichen Text in den „Annales", zitiert bei Eder, S. 259)

Manfred Eder kommt in seiner umfangreichen Dissertations-

[2] Über den Kometen „C/1337 M1" wird auch in koreanischen und chinesischen Quellen berichtet. Koreanische Astronomen entdeckten ihn am 24. Juni, einen Tag später berichteten auch chinesische Astronomen darüber, die ihn bis Ende August beobachteten. (Gary W. Kronk, Cometography, Volume 1, S. 236)

schrift – mittlerweile ist er Professor für Kirchengeschichte in Osnabrück – zu dem „Zwischenergebnis“:

„Die zeitgenössischen Quellen wissen ausnahmslos nur von einem Deggendorfer Judenmord im Herbst 1338, der ganz offenkundig in der hohen Verschuldung der Bürger bei den Juden begründet und durch eine unmittelbar vorausgehende verheerende Heuschreckenplage, die wohl die Ernte vernichet hatte, veranlaßt worden war. Es handelte sich hierbei um eine überfallartige Aktion ohne vorausgehenden Prozeß, die Ende September oder Anfang Oktober des Jahres stattfand, wahrscheinlich in direktem Zusammenhang mit dem Zahltag des Michaelifestes. Wie der Judenmord in Pulkau Ende April 1338 für den niederösterreichischen, böhmischen und mährischen Raum löste auch der Deggendorfer Progrom binnen kürzester Zeit eine Welle von Judenmetzeleien in ganz Niederbayern aus.

Erst nach 1370, also eine ganze Generation später, hören wir erstmals in einer bayerischen Quelle von einem ausdrücklich als üble Nachrede (infamia) bezeichneten Verdacht, Juden hätten Hostien geschändet und seien deshalb in weiten Teilen Bayerns und Österreichs ermordet worden. In der dunklen Inschrift des Deggendorfer Gotteshauses zum Hl. Grab, die ‚nicht den ersten Jahren der Erbauung der Kirche angehört‘, und sodann deutlich in den um 1388 entstandenen ‚Gründungsgeschichten der Klöster Bayerns‘ greifen wir erstmals den konkreten Vorwurf an die Adresse der *Deggendorfer* Juden, sich 1337(!) einer Hostienschändung schuldig gemacht zu haben. Mit dem ‚Gedicht von den Deggendorfer Hostien‘, wohl aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, steht unvermittelt eine voll ausgeformte, naiv-phantastische Legende vor uns, die wohl ein fahrender Sänger im Auftrag eines Deggendorfer Bürgers (vermutlich auf der Grundlage einer mündlich umlaufenden Erzählung) angefertigt hat. Aufgrund innerer Widersprüche, sachlicher Fehler und ihres aus Einzelelementen völlig schematisch und schablonenhaft konstruierten Aufbaus (Ostern 1337 als Datum der Hostienschändung!) muß ihr jegliche Glaubwürdigkeit abgesprochen werden. Insbesondere fällt das geringe Maß an ortsspe-

zifischen Zügen auf, wobei der einzige überhaupt darin genannte Personenname einen nicht existenten ‚Hartmann von Degenberg' bezeichnet." (S. 287 f.)

Auffallend ist die Verschiebung der Ereignisse von 1338 nach 1337 im Laufe der Zeit, wie Eder betont. Falls dahinter der Komet von 1337 stünde, wäre dies gewiss nicht das erste Mal, dass historische Ereignisse mit himmlischen „Zeichen" verknüpft werden. Nach dem Progrom wurde mit dem Bau der Kirche zum Heiligen Grab begonnen, die bis zur Jahrhundertwende „im wesentlichen fertiggestellt" war (Eder, S. 449); man darf unterstellen, dass der Bau gerade mittels des Gelds und der Schätze, die man den Juden geraubt hatte, finanziert wurde. Zunächst unabhängig vom 1401 eingeführten „vollkommenen Ablaß" – der „Gnad" – entfaltete sich um die Grab-Kirche die Legende vom Hostienfrevel der Juden und seit dem 16. Jahrhundert eine darin gründende „eucharistische Wallfahrt, die im 18. und 19. Jahrhundert ihre größte Bedeutung erlangte und nach einem Tiefpunkt zu Beginn der siebziger Jahre unseres [20.] Jahrhunderts ‚wiederbelebt' wurde." (Eder, S. 699)

Einer Legende nach sollen die Juden mehrere Hostien missbraucht, in einen Brunnen geworfen und das Wasser vergiftet haben, weswegen viele Christen starben. Ein Mönch aus Niederaltaich konnte diese Hostien jedoch wunderbarerweise retten und seitdem würden sie unversehrt in der Grab-Kirche aufbewahrt. Eder kann jedoch auch belegen, dass diese Hostien durchaus schimmelten, zerfielen und ausgetauscht wurden. 1968 gab der Stadtarchivar Erich Kandler zu Protokoll: „Im Deggendorfer Stadtarchiv erzählte 1963 Pater Wilhelm Fink[3] in Anwesenheit von Amtmann Eder

[3] „Wilhelm Fink (* 9. Mai 1889 in Rottenburg an der Laaber, † 13. Februar 1965 in Metten) war deutscher Historiker und Heimatforscher. Wilhelm Fink wurde in Rottenburg in Niederbayern als einziges Kind seiner Eltern geboren. Fink war Schüler des Gymnasiums in Metten. Nach dem Abitur trat er in den Benediktinerorden in Metten ein. Das Mönchs-Gelübde legte er am 15. Oktober 1910 ab. Danach studierte er Philosophie und Theologie. Am 3. August 1913 wurde er zum Priester geweiht. Ein Studium der alten Sprachen, Deutsch und

und mir, daß er, Pater Wilhelm, und Pater Waltinger, Redemptorist, in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts den Glascylinder mit den hl. Hostien gemeinsam öffneten. Dabei stellten sie Zerfallserscheinungen fest. Sie sahen sich gegenseitig ins Angesich[t] und fragten sich was tun? Hier tauschten sie die hl. Hostien aus.“ (zit. n. Eder, S. 432)

Die Grabkirche war geschmückt mit Darstellungen, die den jüdischen Hostienfrevel und den Kampf der Christen dagegen verdeutlichten. Im Geleitwort zum Buch Eders berichtet der Theologe Franz Mußner über den tiefen Eindruck dadurch: „Im Schuljahr 1927/28 begann ich mit meinem Gymnasialstudium in der damaligen ‚Lateinschule‘ der Abtei Niederalteich. Am Ende des Schuljahrs, mit dem der Wechsel nach Passau verbunden war, kam meine Mutter. Auf der Rückfahrt in meine oberbayerische Heimat unterbrachen wir unsere Zugreise in Deggendorf, um dort die ‚Gnad‘ zu besuchen – meine fromme Mutter war eine Liebhaberin von Wallfahrtsorten. Was mir von diesem Besuch vor allem in der Erinnerung blieb, war der (nun längst entfernte) ‚Judenstein‘ unter der Empore der Grabkirche mit der dramatisch dargestellten Szene aus der Hostienfrevellegende: ein Jude will mit einem schweren Hammer auf die auf einem Amboß liegende Hostie schlagen, auf der jedoch das Jesuskindlein erscheint. Ich sehe die Szene immer noch vor mir, so sehr hatte sie sich in meiner Kinderseele verewigt und mein Interesse an der ‚Deggendorfer Gnad‘ wachgehalten.“

Geschichte an den Universitäten in Würzburg und München schloss sich an. Von 1918 bis 1953 war Fink als Lehrer am Mettner Gymnasium tätig. 1920 wurde Wilhelm Fink vom damaligen Abt Willibald Adam mit der Erforschung der Geschichte des Klosters Metten und der bayerischen Benediktinerkongregation beauftragt. Von 1924 bis 1939 erschien die dreibändige ‚Geschichte des Klosters Metten‘ sowie viele Beträge zur Geschichte der bayerischen Benediktinerkongregation. Ab 1922 war Fink Archivpfleger des Landkreises Deggendorf und Heimatpfleger der Stadt und des Landkreises Deggendorf. Von 1926 bis 1957 betreute er die Mettener Klosterbibliothek. Über 40 Jahre betreute er als Priester und Mönch die Kirchengemeinde Offenberg. Er war Ehrenbürger von Deggendorf, Rottenburg und Metten und Träger des Bundesverdienstkreuzes der Bundesrepublik Deutschland.“ (wikipedia.de, Juli 2005)

Skeptische Einwände und Gegenschriften gab es immer wieder mal. Eder zitiert z.B. aus Pezzls „Reise durch den Baierschen Kreis“ von 1784: „Wenn doch ein wohlthätiger Patriot einst auf den Einfall käme, durch ein geschicktes Stratagem[4] die Hostien auf die Seite zu räumen, und dadurch der Gnade ein Ende zu machen, da es die Regierung nicht thut!“(zit. n. Eder, S. 434) – Oder: Im Januar 1866 machte der Jurist und „Alpenschriftsteller“ Ludwig Steub in einer Artikelserie von Reise-Erinnerungen einige eher beiläufige Bemerkungen über die Deggendorfer Judenmorde und die Wallfahrten, darauf ihm gereizt geantwortet wurde; der angestachelte Steub untersuchte nunmehr erst recht den Gegenstand näher und kam schon zu ähnlichen Resultaten wie später Eder, bald widersprochen vom Mettener Pater Rupert Mittermüller (1814-1893) – Anfang einer Kontroverse, die sich noch über ein Jahrzehnt hinzog. (Eder, S. 635 f.)

Die Dissertation Eders von 1991, von kirchlichen Instanzen angeregt, wirkte schnell: im Januar 1992 wurde von der Bistumsleitung beschlossen, „die Wallfahrt einzustellen“; im „Hirtenwort des Bischofs von Regensburg an die Katholiken in Deggendorf“ steht dazu: „Da jetzt die Haltlosigkeit jüdischer Hostienschändungen auch für den Deggendorfer Fall endgültig bewiesen ist, ist es ausgeschlossen, die ‚Deggendorfer Gnad‘ – noch dazu als ‚Eucharistische Wallfahrt der Diözese Regensburg‘ – weiterhin zu begehen.“ (zit. n. Eder, S. 700)

Warum hatten die Hostien im Mittelalter eine solche Bedeutung bekommen?

„Das Sakrament des Herrenmahls ist unter den anderen Sakramenten einfachhin das erhabenste.“, schreibt dazu der für die katholische Kirche maßgebliche Thomas von Aquin (1225-1274) (S. 96). In der Transsubstantiation werden Weizen-Oblaten in den Leib Christi verwandelt: „Denn die ganze Wesenheit des Brotes wird verwandelt in die ganze Wesenheit des Leibes Christi und die ganze Wesenheit des Weines in die ganze Wesenheit des Blutes

[4]Kriegslist, Kunstgriff.

Christi. Diese Verwandlung also ist nicht eine Verwandlung der Seinsform, sondern der Wesenheit. Sie fällt also nicht unter den Artbereich natürlicher Veränderung; sondern sie kann nur mit einem eigenen Namen als Wesensverwandlung (transsubstantiatio) bezeichnet werden." (ebd., S. 29) Dennoch: „Die Sinne bezeugen deutlich, daß nach der Verwandlung alle Eigenschaften von Brot und Wein verbleiben." (ebd, S. 29)

Alle Sinneseindrücke sprechen also weiterhin für Brot und selbst unsere besten Mikroskope würden nach der Wandlung keine anderen Atome feststellen als vorher. Und obwohl die Eigenschaften, die Akzidenzien, der Brot-Hostie unverändert sind, ändert sich das Wesen, die Substanz, der Brot-Hostie grundlegend, wird durch den Zauber des Priesters zu einem übernatürlichen, allerheiligsten Ding. Dies neue Wesen kann nicht mehr, nicht einmal mehr näherungsweise, aus seinen sinnlichen und natürlichen Eigenschaften erschlossen werden, Substanz und Akzidenz, Wesen und Erscheinung, Subjekt und Prädikat, sind absolut voneinander getrennt.

Freilich ist dann zu erwarten, dass solch ein grundsätzlich anderes Wesen sich wenigstens hin und wieder auch in der Erscheinungswelt offenbart, indem also verwandelte Hostien Wunder wirken, indem sie z.B. „bluten"[5] oder – keinem Zersetzungsprozess unterliegen.

Beim Blutwunder von Bolsena in Mittelitalien soll 1263 ein böhmischer Priester an der Transsubstantiation gezweifelt haben, bis er durch eine blutende Hostie bekehrt wurde[6]. Wie Eder schreibt (S. 130, Fußnote 45), handelt es sich bei diesem Wunder höchstwahrscheinlich um eine Jahrzehnte spätere Legendenbildung, da zeitgenössische Quellen nichts davon berichten; sie förderte jedoch die weitere Ausbreitung des Fronleichnamsfestes und den Bau der herrlichen Kirche von Orvieto.

Das Eintreten für die Transsubstantiations-Lehre, deren hirn-

[5]Roter Schimmelpilz.

[6]Vgl. Raffaels Gemälde „Die Messe von Bolsena".

verzwickter Inhalt durch allerlei Wunder, Legenden, Prozessionen und Feste auch dem einfachen Kirchenvolk beigebracht wurde, ging jedoch einher mit der irrationalen Legendenbildung vom jüdischen Hostienfrevel, der wiederum zum Anlass und zur Rechtfertigung für die mittelalterlichen Judenpogrome wurde. Nicht nur, dass „die Juden“ schon einmal den Kreuzestod des Herrn herbeigeführt hatten – dies kollektive Verbrechen wurde nun sogar fortgesetzt, indem der Leib Christi auch gegenwärtig von den Juden geschändet wurde.

Ziemlich überrascht las ich aber in Max Jammers Buch „Der Begriff der Masse in der Physik“, dass die Debatte um die Transsubstantiation im 13. Jahrhundert zum erstenmal eine Vorwegnahme des modernen Masse-Begriffs hervorbrachte, als Maß für die Quantität der Materie – *quantitas materia*. Dass die Akzidenzien doch so locker mit der zugrunde liegenden Substanz verbunden sein können, wie dies offensichtlich bei der verwandelten Hostie der Fall ist, lockerte allzu starre Schemata über das Verhältnis von Substanz und Akzidenz; diese konnten nun leichter von der zugrunde liegenden Substanz abstrahiert, für sich betrachtet und auch zu allgemeinen Begriffen zusammengefasst werden. Die mittelalterlichen Scholastiker griffen dabei Anregungen aus der arabischen Philosophie auf, wendeten diese auf die Transsubstantiations-Frage an und kamen gelegentlich zu ziemlich weitreichenden Einsichten; z.B. als Aegidius Romanus[7] alias Edidio Colonna alias Giles von Rom (in moderner Terminologie) formulierte: „Masse (als Quantität der Materie) ist der Träger der räumlichen Ausdehnung.“ (Jammer, S. 49) Nach Anneliese Maier sei dies „zweifellos eine der modernsten Ideen in der Naturphilosophie der Scholastik“ (zit. n. Jammer, S. 50) gewesen.

[7] „Aegidius Romanus, 1243/47-1316, aus Rom, Schüler des Thomas von Aquin, bedeutender Scholastiker (Doctor fundatissimus), Erzieher des späteren Königs Philipp des Schönen, für den er einen Fürstenspiegel (De regimine principum) schrieb, Ordensgeneral der Augustinereremiten, die seine Lehre zur Ordensdoktrin erhoben, 1295 Erzbischof von Bourges.“ (Tusculum-Lexikon, S. 7)

Und wieso wirft Jean Paul mit Hostien auf Fichte? Ausgangspunkt scheint mir Kants „Ding an sich“ zu sein. Erkennen können wir demnach nur die Erscheinungen der Dinge, aber prinzipiell niemals den Grund davon. Zwischen Substanz und Akzidenz, um bei den Begriffen der Scholastik zu bleiben, klafft bei Kant ein absoluter, unüberwindbarer Abgrund, nicht anders als bei den gewandelten Hostien, nur auf alle Dinge verallgemeinert. Auf die Außenwelt gerichtet könne das menschliche Denken also niemals wesentlich werden und Kausalitäten erkennen. Hier springt Fichte, der überschwängliche Kantianer, ein, indem er als letzten Nothelfer die einzige, innerlich unmittelbar erfühlbare Substanz, das Ich, „setzt“, das mit seinen a-priori-Begriffen auch dem Nicht-Ich einen substantiellen Halt geben soll. Fichte ist insofern das Hostienwunder des unverstandenen Kants.

Für Hegel jedoch ist das „Ding an sich“ nur eine völlige Abstraktion, die nur deswegen, weil sie ganz inhaltsleer ist, so unerkennbar erscheine – Produkt des von allem abstrahierenden Ich. „Man muß sich hiernach nur wundern, so oft wiederholt gelesen zu haben, man wisse nicht, was das *Ding-an-sich* sei; und es ist nichts leichter als dies zu wissen.“ (Enzyklopädie, § 44, S. 69)

Literatur

Aventinus, Johannes: Baierische Chronik. Herausgegeben von Georg Leidinger, Düsseldorf und Köln 1975.

Eder, Manfred: Die „Deggendorfer Gnad“. Entstehung und Entwicklung einer Hostienwallfahrt im Kontext von Theologie und Geschichte. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Franz Mußner, Deggendorf 1992 (zugleich Dissertation 1991).

Hegel, Georg Friedrich Wilhelm: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse (1830), Herausgegeben von Friedhelm Nicolin und Otto Pöggeler, Hamburg 1991 (8. Auflage).

Jammer, Max: Der Begriff der Masse in der Physik, Darmstadt 1964.

Jean Paul: Clavis Fichteana [1800], in: Martin Oesch (Hrsg.): Aus der Frühzeit des deutschen Idealismus. Texte zur Wissenschaftslehre Fichtes 1794-1804, Würzburg 1987.

Thomas von Aquin: Das Herrenmahl. Übertragen von Josef Pieper, Leipzig 1937.

Tusculum-Lexikon griechischer und lateinischer Autoren des Altertums und des Mittelalters, völlig neu bearbeitet von Wolfgang Buchwald, Armin Hohlweg und Otto Prinz, Reinbek bei Hamburg 1974.

Donaubarock oder -stil

Über den Donaubarock

Die Kunstrichtung, die am nachhaltigsten die Landschaft und den Volkscharakter Bayerns, die bayerische Lebensart, geprägt hat, ist der Barock. Ganze Landstriche wurden nach der Gegenreformation und dem Dreißigjährigen Krieg barockisiert und von der Gotik und Renaissance blieb oft nur wenig übrig. Es war eine von den Jesuiten geleitete Volksbewegung: wenn etwa gemeldet wurde, dass eine alte Marienstatue traurig mit ihren Augen gezwinkert hatte, war davon auszugehen, dass der Bau einer neuen Kirche samt Wallfahrt eingeleitet wurde. Dazu kamen häufig unchristliche Zustände in den Klöstern und eine kaum entwickelte Industrie, was später mit den Grundsätzen der bayerischen Aufklärung unvereinbar wurde. Der Riss ging selbst durch die Ordensgemeinschaften: im Gegensatz zu den meisten Jesuiten, tendierten manche Benediktiner durchaus zu einer gemäßigten Aufklärung.

Der Gäuboden gehört zu den stark barockisierten Gegenden Bayerns, in der auch die Brüder Asam, in Straubing und Osterhofen, ihre Spuren hinterließen. Als eine sehr bedeutende Barock- bzw. Rokokokirche des Gäubodens gilt die Wallfahrtskirche von Loh bei Stephansposching. Selbst an unscheinbaren Flecken entstand Beachtliches, wie dies eine Anekdote anlässlich einer neuen Orgel (die 1991 eingeweiht wurde) verdeutlicht:
„Nach reiflicher Überlegung entschloß man sich, mit der Schweizer

Firma Metzler in Dietikon Kontakt aufzunehmen. Auf das Schreiben des Pfarrherrn mit der Bitte um einen Ortstermin kam eine Absage, da man nur für kunsthistorisch bedeutende Kirchen Orgeln baue. Das änderte sich schnell, als man einen Kirchenführer mit einem entsprechenden Begleitschreiben nach Dietikon schickte. Die Firma entschuldigte sich mit der Begründung, man hätte es nie für möglich gehalten, in einem niederbayerischen Dorf, das kaum in einer Landkarte angegeben ist, eine so einzigartige Rokokokirche vorzufinden.“ (Kirchenführer, S. 31)

Spontan empfinde ich bei den meisten Barock- und Rokokokirchen aber eine Abneigung ähnlich wie bei Filigranschmuck und Spitzendeckchen, mir scheint das wegen solcher Grundsätze der Barockkunst:
„Schönheit kann in nichts anderem als in der Form bestehen. Es entspringt aber das Wohlgefällige der Form des ganzen Gebäudes sowohl als auch der einzelnen Theile und der angenehme Umriß derselben aus Ordnung und guten Verhältnissen, aus Schicklichkeit und Ebenmaß, aus Einfalt und Abwechslung. Und dieses ist die wesentliche Schönheit der Baukunst, ohne welche kein Gebäude schön kann genannt werden. Es gibt aber noch eine zufällige Schönheit, die von einem Gebäude getrennt werden kann, ohne daß es von seiner wahren Schönheit verliert, und die nur zur Absicht hat, dasselbe noch gefälliger zu machen. Dieses sind die Verzierungen. ... Denn es soll und kann nichts ohne Zierde gebauet sein, sonst ist alles nichts nutz und kein vornehmes sondern ein gemeines Werk ... Die Augen wollen auch ihr Theil haben ... Wenn ein Gebäude gleich noch so feste und bequem gebauet, dabey aber nicht in die Augen fället, und ein angenehmes hat, wird es nicht leicht bey jemand Lob verdienen. Daher muß man bey dem Bau nothwendig zugleich auf die Zierde desselben bedacht seyn.“ (Encyklopädie der Baukunst, zit. n. Roßbeck/Heider, S. 10)

Die Schönheit muss verziert werden, damit sie schön erscheint. Und, das scheint mir typisch für zu vielem Barock zu sein, dass die Verzierung überbetont und dadurch die Schönheit nicht verstärkt, sondern verdeckt wird. Das Gegenteil zur barocken Kunstauffas-

sung ist z.B. das der Renaissance. Mir fehlen bei der barocken Kunst, namentlich in Bayern, meist die weiten Blicke in Raum und Zeit, Entwicklungsmöglichkeiten, Flüsse, die ins Weltmeer führen. Winckelmann, sobald er auf „unsere Schnirkel und das allerliebste Muschelwerk“ zu sprechen kommt, sah es so schon 1755: „Der Abscheu vor dem leeren Raum füllet also die Wände; und Gemälde von Gedanken leer, sollen das Leere ersetzen.“(S. 38)

Über den Donaustil

Donauschule, Donaustil oder Donaukunst sind Synonyme, denen manchmal ein „sog.“ vorangestellt wird, denn es ist umstritten, ob es sich um eine gültige Begriffsbildung handelt. Eingeführt wurde dieser Begriff um ca. 1900 von Theodor v. Frimmel und Hermann Voss, um die spätgotische Renaissance-Malerei an der Donau von ca. 1490 bis 1540 zu bezeichnen, mit den Schwerpunkten Regensburg (Albrecht Altdorfer), Passau (Wolf Huber) und Wien (Lucas Cranach der Ältere), sowie mit Ausstrahlungen nach Salzburg und Mühldorf, ja bis nach Schwaben, Tirol und Ungarn.

„Charakteristisch für die Donauschule ist ein neues, vorher unbekanntes Naturempfinden. Die Natur erhält in ihren Bildern einen eigenständigen Rang – von Wolf Huber sind die ersten Naturstudien ohne Menschendarstellungen nördlich der Alpen bekannt. Erstmals im mitteleuropäischen Raum wird das Geschehen auch in eine Landschaft eingebettet, die nicht selten symbolisch hervorgehoben wird.“ (Wikipedia, Stand Dezember 2005)

Ähnliches ist woanders auch zu lesen; es findet sich im Wikipedia-Text aber auch eine leicht nachweisbare Übertreibung, die vielleicht schon darauf hindeutet, dass „Donauschule“ auch eine Übertreibung sein könnte, dazu gleich mehr.

Fritz Dworschak, ein Befürworter von „Donauschule“, schreibt: „Es ist nicht ganz leicht, die verschiedenen Abarten der Donauschule zu einem Stil zu verschmelzen und unter einem Begriff zu vereinigen. Maler wie der späte Strigel oder Hans Maler nehmen

eine Grenzposition ein und berühren nur in einigen Werken den Bereich des Donaustils. Gerade deshalb sind es ganz bestimmte charakteristische Merkmale, die alle Abstufungen und landschaftlichen Verschiedenheiten in einem gemeinsamen Kunstwollen zu einer Einheit zusammenschließen. Es ist daher nach dem Stande unserer Kenntnisse nicht gerechtfertigt, heute noch von einer ‚sogenannten Donauschule' zu sprechen." (S. 11 f.)

Und er fährt auf Seite 12 fort: „Der Name Donauschule geht auf die Tatsache zurück, daß in einigen an der Donau gelegenen Städten Künstler tätig waren, deren Schaffen von den gleichen Voraussetzungen bestimmt war. Die Zentren dieser Bewegung sind in chronologischer Abfolge der Raum Salzburg – Passau, Stift Klosterneuburg und die Stadt Krems, wo Rueland Frueauf schon seit 1496 und Jörg Preu d.Ä. seit 1498 nachweisbar sind; Wien wird durch den älteren Lucas Cranach und später durch Niclas Preu, den Meister der Historia, Regensburg durch Albrecht Altdorfer und Passau durch Wolf Huber, alle mit ihren Werkstätten, repräsentiert. Für die Plastik stehen Landshut mit Hans Leinberger und Passau mit den Kriechbaum, sowie schließlich Salzburg mit dem Meister IP an erster Stelle. In Wien finden wir die heute älteste deutsche Universität und die ‚Gelehrte Donaugesellschaft'. Es war zur Zeit Maximilians I. zum Sammelpunkt namhafter Vertreter von Wissenschaft und Kunst geworden. Der Kaiser war ein bedeutender Förderer der Künste, auch der Donaukunst, ja man kann sogar sagen, daß seine zahlreichen Aufträge sich in ihrer Vielfalt und Eigenart stilbildend auswirkten. Der Wandel eines künstlerischen Stils basiert ja immer auch auf einem Gesinnungsumschwung. In ihren Ursprüngen wird die Donaukunst von der Atmosphäre getragen, wie sie die an der Wiener Universität lehrenden Männer verbreiteten: an der Spitze Celtes, Cuspinian, Vadian u.a. Es ist daher kein Zufall, daß Lucas Cranach d.Ä. gerade in Wien Werke schuf, die neue Wege gingen."

Jörg Krichbaum hat in seinem Buch über Albrecht Altdorfer ein eigenes Kapitel zur „Donauschule", die er aber als eine zutreffende Begriffsbildung ablehnt: „Weder als Stil noch als Schu-

le wirklich erkennbar und beweisbar, bezieht sich das, was mit dem Begriff ‚Donauschule' gemeint ist, im Grunde genommen nur auf eine geringe Anzahl von Malern, von denen die Mehrheit eine handwerkliche, volksnahe Malerei und keine künstlerisch inspirierte betrieb, auf eine bestimmte Zeit (1500 bis 1545/50), in der sie gewirkt haben, und auf einen mehr oder weniger deutlich umrissenen Raum, der sich innerhalb der vier Trapezpunkte Regensburg, Augsburg, Bozen und Wien befunden haben soll." (S. 81) Und, nachdem er die verschiedenen Beziehungen der Künstler ähnlich wie Dworschak angerissen hat, schreibt er: „Wird die obengenannte Entwicklungslinie über Lucas Cranach d.Ä. weiterverfolgt, so gerät kein Geringerer als Albrecht Dürer zum eigentlichen Inspirator der ‚Donauschule'." (S. 82)

Das, Dürer, ist ein willkommener Einwand zum oben zitierten Wikipedia-Eintrag, demnach Wolf Huber der erste Maler gewesen sein soll, der nördlich der Alpen die Landschaft zum eigenständigen Thema machte, dazu „Landschaft" ein ganz wichtiges, konstituierendes Moment der Donauschule gewesen sei. Hubers erstes sicher datiertes Werk ist seine „Mondseelandschaft" von 1510 (Heinzle, S. 110). Die Landschaftsmalereien Dürers entstanden aber viel früher, z.B. 1495 sein Aquarell „Ausblick an der Brennerstraße" (anlässlich seiner Venedigreise), als Huber gerade 10 bis 15 Jahre alt war. Man könnte also auch noch Nürnberg zur „Donauschule" zählen, müsste sich aber dann gleich fragen, ob nicht ein Begriff wie „oberdeutsche Renaissance-Malerei" oder schlichtweg „Kunst der Dürerzeit" sinnvoller sei. Vielleicht sollte auch einmal der Motivation des um 1900 gebildeten Begriffs „Donauschule" nachgegangen werden.

Unabhängig von dieser Auseinandersetzung könnte „Donauschule" wenigstens als Anstiftung dienen, Kunstwerke der Spätgotik und Renaissance im Donauraum aufzuspüren, als einer Kunstrichtung, die dem heute so dominierenden Barock voranging.

Was derart auffindbar ist, ein Beispiel: Im Abschnitt zum „Donaubarock" wurde die Wallfahrtskirche von Loh erwähnt. In der Nähe, etwas südöstlich, befindet sich die Ortschaft Rottersdorf mit

der Nebenkirche St. Georg, die wir anlässlich des „Tags des offenen Denkmals“ am 11. September 2005 besichtigten. Im Handzettel dazu steht: „Das bedeutendste Kunstwerk ist ein großes Ölbild in reich geschnitztem vergoldeten Akanthusrahmen. Es hat die Maße 260 x 160 cm. Dargestellt ist die Auffindung des Kreuzes Christi durch die Kaiserin Helena. Sie ist mit zahlreichem Gefolge in malerischer Tracht vor der Silhouette der hl. Stadt Jerusalem zu sehen. Das großartige Bild ist eindeutig von Albrecht Altdorfer (1480-1535), einem Hauptmeister der Donauschule beeinflusst, obwohl es erst 1710, rund 200 Jahre später, von dem Plattlinger Maler Sebastian Nikhl geschaffen wurde.“ Bis 1772 soll es den Hochaltar der Wallfahrtskirche von Loh geschmückt haben ...

Literatur

Die Wallfahrtskirche zum Heiligen Kreuz in Loh, hrsg. von der Kirchenverwaltung und Filialkirchenstiftung Loh, 4. Auflage, 2000.

Dworschak, Fritz: Die Ausstellung, in: Die Kunst der Donauschule 1490-1540, Ausstellung des Landes Oberösterreich 1965 (Katalog).

Heinzle, Erwin: Wolf Huber und sein Kreis, in: Die Kunst der Donauschule 1490-1540, Ausstellung des Landes Oberösterreich 1965 (Katalog).

Krichbaum, Jörg: Albrecht Altdorfer, Meister der Alexanderschlacht, Köln 1978.

Rossbeck, Brigitte und Andreas Heider: Die Heuwinklkapelle, Wallfahrtskirche zu Unserer Lieben Frau in Iffeldorf, Iffeldorf 2001.

Winckelmann, Johann Joachim: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, hrsg. von Ludwig Uhlig, Stuttgart 1969.

Er, der ander

Die folgende Geschichte habe ich selbst provoziert und eigentlich müsste sie wer ganz anders erzählen, aber trotzdem schreibe ich sie hiermit, so gut es eben geht, auf:

Die Waldler vom Bayerischen Wald sind auf die Gäubodler, da sie einmal Bauernkönige waren, nicht gut zu sprechen und singen deshalb in ihrem „Mir san vom Woid dahoam“ (Text und Melodie Ferdinand Neumaier):

Mir san af Straubing zua als lust'ge Bauernknecht,
Weil mir uns ei'bild't ham, dös war für uns dös recht.
Uns hot nix g'falln da draußt, ham müaß'n gleich hoamgeh',
Mir san vom Woid dahoam, da Woid is schö!

Mit einem davon, dem Max aus Waldkirchen, besichtigten wir das Kloster Oberaltaich, gleich bei Straubing. Es wirkt grundsätzlich anders als Niederaltaich, denn dieses wurde von den Benediktinern wieder zu einer schmucken Begegnungsstätte ausgebaut, während Oberaltaich vielleicht schon bald nach der Säkularisation von normalen Leuten bezogen wurde, so dass heute einfache Wohnungen und sogar Garagen mitten im Klostergelände stehen.

Trotzdem muss auch ein ehemaliges Kloster eine Klosterwirtschaft haben! Oberaltaich hat sogar deren zwei, eine italienische Pizzeria und eine bayerische, die sich rühmt, der älteste Gasthof Niederbayerns zu sein, wenn ich mich recht erinnere.

Wir bestellten einen Schweinsbraten und „a Hells“ (helles Bier). Als alles serviert war, suchte ich nach dem Besteck. Mitten im lustigsten Gerede griff ich zum gegenüberliegenden Bierkrug, in dem ich Messer und Gabel vermutete, griff hinein und griff – nicht ins Leere, ins Nasse! Der Max schaute mich auch völlig entgeistert an, denn soeben hatte ich ihm mit meinen Fingern einfach in sein Bier gelangt! Einem einfach ins Bier zu langen, ist eine der schlimmsten Beleidigungen, die man einem Waldler gegenüber antun könne, drohte mir gleich der Max, und ich, um eine Schlägerei zu vermeiden, entschuldigte mich sofort und abermals. Er jedoch, sich noch mehr in einen zutiefst beleidigten Waldler hineinsteigernd, beschwor, dass ich als halb Münchner und halb Gäubodler eigentlich nach Mainkofen gehöre. (Diese Andeutung werden manche nicht verstehen, ich deute nur noch an, dass „Mainkofen“ für einen Niederbayern ähnliches bedeutet wie „Haar“ für einen Münchner.)

Das kam so zustande: In München, beim Paradiso am Englischen Garten, wird das Besteck in Steinkrügen[8] gebracht und ich kenne das gut. So kam es zur Oberaltaicher Verwechselung. Diese Geschichte werden der Max, aber auch ich natürlich, noch öfters erzählen, und am besten wirkt sie, wenn man schon ein paar Maß getrunken hat, dann kann man nämlich mit dem Lachen gar nicht mehr aufhören und man muss sich die Situtation, wie einer dem andern einfach in sein Bier langt, immer wieder neu vorstellen.

[8] Es sind Halbliter-Krüge, ich bin mir nicht sicher, ob man dazu auch schon „Keferloher“ sagen darf.

Die bessere Geschichte

Jüngst beim Italiener im Westend regte ich mich übers Oktoberfest auf: Dass schon um drei Uhr nachmittags die Besoffenen vom Hügel bei der Bavaria herunterkugeln und alles vollkotzen. Stattdessen lobte ich das Gäubodenfest, da dieses weniger überlaufen ist, auch in Bezug auf die sich sinnlos Besaufenden. Besonders angetan hätten es mir die Straubinger Altstadtmusikanten mit ihrem Schlagzeuger, der auch der Dirigent ist und sogar, trotz seines Bauchumfangs, ganz fetzige Soli, die an Iron Butterfly erinnern, hinlege.

Der Stockinger fragte daraufhin in die Runde, ob wir schon die Geschichte vom Straubinger Bürgermeister und dem Karussellbesitzer kennen. Das müsse während seines Studiums in Regensburg gewesen sein, in den frühen Siebzigern.

Also damals, es war schon sehr spät und beide waren ziemlich besoffen, als der Karussellbesitzer den Bürgermeister zu einer Extra-Fahrt einlud. Der Bürgermeister konnte sich gar nicht vorstellen, wie man das Karussell überhaupt starten kann, aber der Karussellbesitzer meinte, er würde den Schalter einfach mit einem Besen vom Sitz aus bedienen.

Und die Fahrt ging los! Was die beiden allerdings in ihrem Suff nicht bedacht hatten, war, wie das Ding wieder zu stoppen wäre. Drei bis vier Stunden drehte sich das Karussell ununterbrochen weiter und beide waren – wie man sich leicht vorstellen kann – so fix und fertig und hatten sich – sie waren ja auch noch besoffen

– ganz vollgekotzt – bis endlich in den frühen Morgenstunden die Polizei kam und das Karussell zum Halten brachte.

Der bissige Franz meinte danach, diese Geschichte müsse man unbedingt aufschreiben, aber noch genauer recherchieren, ob sie sich auch wirklich so zugetragen habe. Skeptisch geworden, habe ich in Brednichs „Sagenhafte Geschichten von heute“ (München 1994) geblättert und gefunden, dass sie gleich in mehreren Varianten existiert, z.B.:

„Auf dem Festplatz vor der Stadt war ein Rummelplatz aufgebaut worden, die Schausteller saßen am Vorabend des Festes in lustiger Runde beisammen, und zu später Stunde beschloß man, noch eine gemeinsame Fahrt auf dem Kettenkarussell zu machen. Alle stiegen ein, der Karussellbesitzer stellte das Karussell an und setzte sich noch schnell auf einen Sitz. Aber o Schreck, es stellte sich heraus, daß niemand mehr da war, der das Karussell anhalten konnte, und so fuhr die ganze Gesellschaft unter unerhörten Hilferufen die ganze Nacht Kettenkarussell, bis sie am nächsten Morgen in einem jämmerlichen Zustand aus ihrer Zwangslage befreit wurde.“ (S. 402)

Aber die Geschichte vom Stockinger ist die bessere!

Klein-Lhasa

In Lhasa bin ich nie gewesen. Aber als ich noch Mystiker war und mich mit Jakob Böhme, Novalis und Han Shan verstand, beschäftigte ich mich auch mit Tibet, und von damals haben sich mir die Bilder des Potala-Palastes hoch über Lhasa eingeprägt.

Als ich zu Allerheiligen 2004 erstmals das Mallersdorfer Kloster vom Kleinen Labertal aus erblickte, musste ich gleich an den Potala-Palast denken. Die Wände wirken mächtig, wie eine weite, dennoch kompakte Burg. Umso größer war die Enttäuschung oben, denn hier stehen verschiedene Gebäude stillos nebeneinander und die Anlage wirkt verschandelt, als ob sich den Nonnen in den 1960er-Jahren ein besonders moderner Architekt aufgedrängt hätte.

Im 18. Jahrhundert war Mallersdorf noch ein Benediktiner-Kloster. Als Sohn eines Klosterbäckers wurde hier am 30. November 1756 Johannes Andreas Pezzl geboren. Die Vorsehung hatte ihn zum Mönch bestimmt, aber das Schicksal machte aus ihm einen radikal-antiklerikalen Aufklärer, der seinerzeit mit Voltaire verglichen wurde.

Pezzl wurde 1775 Novize des Benedektiner-Klosters Oberaltaich und ins dafür zuständige Kloster Scheyern geschickt, das er aber noch während des Noviziatsjahrs wieder verließ. Um Jura zu studieren, ging er 1776 nach Salzburg, wo er Johann Kaspar Riesbeck (1754-1786) kennen lernte, der ihn mit weiteren Schriften der Aufklärung bekannt machte und ihn auch in Freimaurer- und Illu-

minatenkreise einführte. Riesbeck arbeitete mit dem Züricher Verlag „Orell und Füßli“ zusammen. In diesem Verlag erschien 1780 der erste Band der „Briefe aus dem Noviziat an einen Freund“, in dem Pezzl mit seinen Erlebnissen im Kloster und generell mit dem Mönchstum abrechnet; es wurde in Bayern schnell verboten.

Da Pezzl auch in Salzburg zunehmend mit Verfolgungen rechnen musste, floh er 1781 nach Zürich. Hier erschien 1783 sein Roman „Faustin oder das aufgeklärte Jahrhundert“, der ihn berühmt machte, der auch ins Französische übersetzt wurde und „der geradezu als Illuminatenroman bezeichnet werden kann.“ (Perl S. 29) „Die Wiener Verhältnisse unter Joseph II. am Beginn der achtziger Jahre werden als die bestmöglichen dargestellt. Voltaire gilt als der geistige Führer der Epoche und Kaiser Joseph II. als Philosoph auf dem Thron. Pezzl attackiert rücksichtslos Missstände, wie zum Beispiel den Sklavenhandel, greift das orthodoxe Luthertum an, und Faustin proklamiert schließlich die Ideologie der Spätaufklärung. Das zukünftige Heil solle man dem Einzelnen selbst überlassen. Wichtig sei nur, das Heil des Staates zu fördern.“ (ebd.) Es war ein Kultbuch (das bald vergessen wurde).

1784 erschien die „Reise durch den baierschen Kreis“, „ein exemplarisches Werk der radikalen Aufklärung in Bayern“. (Herausgeber Pfennigmann, Vorwort S. 7) Durch dieses sozusagen Heimatbuch ist Pezzl heute noch ein wenig bekannt: im Jahr 2000 erschien eine CD „Mit Johann Pezzl nach Bayern 1784“, stark gekürzt, gelesen von Uli Pleßmann und umrankt von Musikstücken des 18. Jahrhunderts.

Die Literaturliste Pezzls ist mit diesen drei Werken bei weitem nicht erschöpft, enorm viel hat er verfasst, manches aus dem Englischen übersetzt. Vermutlich durch aufklärerische Freimaurerkreise vermittelt, konnte Pezzl 1784 dauerhaft ins gelobte, josephinische Wien übersiedeln und schrieb weiter viel.

Zur gleichen Zeit bekam auch Schikaneder vermehrt mit Wien zu tun, bevor auch er sich 1789 dort niederließ. Die beiden müssen sich eigentlich gekannt haben, denn sie verkehrten in ähnlich aufklärerischen Zirkeln. Beide stammten aus derselben

Gegend. Mallersdorf, wo Pezzl geboren wurde, liegt etwa 25 Kilometer südwestlich von Straubing, wo Schikaneder geboren wurde. Der glaubte zwar, er sei ein Regensburger, aber dann könnte man einfach sagen, Mallersdorf liege etwa 25 Kilometer südöstlich von Regensburg. Wenn sie sich also kannten, dann werden sie doch auch darüber geredet haben, wie die Kleine Laber bei Mallersdorf unscheinbar vorbeifließt und oberhalb von Straubing, zusammen mit der Großen Laber, in die Donau mündet und wie alles nach Wien getrieben wird, was von Wert ist.

Pezzl war von der josephinischen Aufklärung „vor Ort" ernüchtert. Anlässlich des Todes Joseph II. schrieb er 1790: „... und selbst der größte Bewunderer Josephs kann nicht umhin, zu gestehen: der rastlose Kaiser habe die Sache auf einen Punkt getrieben, daß sich der österreichische Staat bei seinem Absterben beinahe in einer noch gefährlicheren Lage befand, als bei seiner Geburt." (zit. n. dem CD-Booklet, S. 9)

Die Sturm-und-Drang-Jahre Pezzls waren endgültig vorbei, er scheint seine aufklärerischen Ideale aufgegeben oder zumindest verborgen zu haben, um nicht als Jakobiner verfolgt zu werden. Bis zu seinem Tod am 9. Juni 1823 schrieb er nun meist über die Geschichte und Topografie Wiens in allen möglichen Varianten. Pezzl soll damit viel zur Weckung des österreichischen Nationalbewusstseins beigetragen haben. Man ist schnell geneigt, dies als einen Ösi-Witz abzutun; die Frage wurde aber ziemlich ernst mit der Annektion 1938.

Aus seiner „Reise durch den baierschen Kreis 1784" zitiere ich nun einen längeren Abschnitt, der einen guten Blick auf die altbayerischen Zustände ermöglicht, bevor die Französische Revolution und Napoleon einen Szenenwechsel einleiteten. Das vollständig wiedergegebene Kapitel beginnt auf Seite 21, die vielen, erläuternden Fußnoten sind von mir:

Man hat mir eine so reizende Beschreibung von der schönen Aussicht gemacht, die man auf dem drei Stunden von hier[9] entle-

[9] D.h. Straubing, der Bogenberg liegt fünf km donauabwärts.

genen Bogenberg genüßt, daß ich mit zween hiesigen Männern, die mir ihre Bekanntschaft schenkten, eine Spazierfahrt auf der Donau dahin machte, und auf dem Rückweg auch die Benedektinerabbtei Oberalteich besuchte.

Der Bogenberg liegt dicht an der Donau. Nur eine für zween vollgeladene Wagen geräumige Strasse trennt ihn vom Fluß. Seine Fronte ist ganz steil, mit Kiessteinen belegt, hie und da mit Buschwerk bewachsen. Auf der Ostseite senkt sich sein mit Fichten und Tannen besetzter Abhang ganz gemächlich längs dem Fluß hin; die Westseite ist abstürziger, und mit wenigen Birken bekleidet: Hier liegt am Fuß desselben der Flecken Bogen. Die nördliche Rückseite verliert sich in eine ziemlich große Waldung, die allmählich nieder wird, und den Berg endet.

Auf diesem Berg stand das Stammschloß der ehemaligen Grafen von Bogen[10], die sehr mächtige Herren waren, eine große Strecke Landes umher besaßen, und selbst mit den baierischen Herzogen Krieg führen konnten. Ich glaube auf dem obersten Absatz des Berges noch einige Spuren der alten Befestigung bemerkt zu haben. Bei Erlöschung der Familie wurden, nach dem Geist der damaligen Zeiten, viele Güter derselben zu Klosterstiftungen verwendet, und aus dem Stammhaus selbst ein geistliches Gebäude errichtet.

Der Bogenberg schlüßt die Kette der Hügel, welche am nördlichen Ufer der Donau, bald näher bald entfernter vom Fluß, beinahe in einer ununterbrochenen Reihe von Passau bis hieher laufen. In einer halben Stunde besteigt man ihn. Sein Kern scheint ein Fels zu seyn, der hie und da bis an die Oberfläche hervorsticht.

Die Aussicht auf dem Gipfel ist in der That anziehend. Im

[10] Die Grafen von Bogen starben 1242 aus und 1248 die Grafen von Andechs. Allgemeiner: „Die Andechser, das war nur eines von vielen bayerischen Adelsgeschlechtern, wenn auch eines der mächtigsten und reichsten. Über 30 Namen und Geschlechter nennt der Chronist Abt Heinrich von Niederalteich, die sich im Kampf mit den Wittelsbachern verzehrten, kinderlos erloschen oder außer Landes getrieben wurden und denen die wittelsbachischen Herzöge nachfolgten“. (Fried, S. 14)

südlichen Halbzirkel hat man eine unermeßliche Ebene vor sich. Die Stadt Straubingen, die Abtei Oberalteich, nebst einer Menge von Schlössern und Dörfern, liegen auf einem ungeheuern Kornfeld, wie auf einer Landkarte, zu meinen Füssen. Von dieser Stadt her schleicht sich der majestätische Donaustrom in gemächlicher Wallung durch einen bunten Wiesengrund; dann bildet er ganz hart an dem Fuß des Berges eine längliche schmale grasreiche Insel, und eilt weiter gegen Osten fort, wo man in der Ferne das halb zerfallene große Bergschloß Natternberg erblickt.—
Der nördliche Halbzirkel ist noch malerischer: Er präsentiert den sogenannten Wald. Dieser Wald begreift die Strecke Landes, welche sich etwa zwo Meilen hinter Straubingen mit einer Erhöhung anhebt, immer höher wird, abwechselnd mit Dörfern, Aeckern, Wiesen, und kleinen Gehölzen besetzt ist, und nach diesem Plan amphitheatralisch sich bis an den Böhmerwald, die große Gränze zwischen Böhmen und Baiern, erstreckt. Obschon die entferntesten Berge ziemlich hoch werden, sind sie doch nirgends nackter Fels, sondern auch auf den obersten Gipfeln mit Wald bewachsen. Dieses natürliche Amphitheater hat eine ungeheure Größe, und vermehrt dadurch, und durch die lebhafte Bekleidung seine Reize.

Ganz unten am Fuß dieses Amphitheaters liegt die Abbtei Windberg. Sie ist der Wohnsitz der Mönche, die Zossau[11] von den Engeln auf die Donauinsel tragen ließen, und an ihr Haus in Straubingen die Engel als Bootsknechte gemalt haben, wie sie die Kirche auf einem Schiff über die Donau rudern. Ihrem Exteriör nach sollte man sie wahrlich nicht für bigott halten. Ich sah einige davon in der Abbtei zu Oberalteich: Gewixte Stefel mit silbernen Sporen, englische Reitpikesche über ihre weissen Kutten, große seidne Halstücher, dick bepuderte und frisirte Haare etc., alles dies bewies, wie weit diese ehrwürdigen Väter von der fanatischen Strenge ihrer Ordenssstifter entfernt sind. Diese feinen Moden stechen mit so groben Aberglaubensmährchen seltsam ge-

[11] „Auf der obern Spitze der Donauinsel steht die Kirche Sossau, die gleich dem heiligen Haus zu Loretto durch ein Engelkor, ich weis nicht von wo her, an diesen Platz ist gestellt worden.“, Pezzl, S. 19.

nug ab, soll aber unter der baierischen Geistlichkeit durchweg sehr gänge seyn. Die ehrwürdigen Herren lachen beim freundschaftlichen Schmaus selbst ungescheut über die religiösen Schwänke, die sie in den Morgenstunden dem getäuschten Volk von der Kanzel anpreisen.

Die Kirche auf dem Bogenberg steht ganz an der südlichen Spitze, und hinter ihr die Wohnung der Geistlichen, die aus einem Prior und vier Benediktinern aus dem nahen Oberalteich bestehen. Im Speisezimmer dieser Herren hat man den schönsten Prospekt; denn man sieht beide Halbzirkel auf Einem Standpunkt.

Diese Kirche ist Einer von den unzähligen Wallfahrtsorten, womit ganz Baiern übersäet ist. Sie ist nicht sehr groß, ganz dunkel, und allenthalben mit Votivtafeln tapeziert. Nicht ferne vom Hauptaltar sind besondre Denkmale von Religiosität: Zwo große Stangen, wie sonst in Baiern und Böhmen die Hopfenstangen zu seyn pflegen, stehen da, von unten bis oben ganz mit Wachs umwunden, und stellen also Wachskerzen von 40 Fuß hoch vor.[12] Ich übergehe die übrigen höchstseltsamen Monumente der fanatischen Andächteley bis auf ein andermal. Das Heiligthum des Platzes ist eine Mutter Christi, und zwar eine schwangere Mutter Christi. — Man sieht bei niedrigem Wasser in dem nördlichen Arm der Donau, der die oben genannte Insel umflüßt, ein Stück Fels über die Oberfläche des Flusses hervorragen, auf diesem Stein (sagt die Legende) ist die schwangere Maria den Fluß aufwärts geschwommen, hier stille gestanden, und von den frommen Nachbarn als ein ihnen vom Himmel zugesandter Schatz in Empfang genommen worden. Ich sprach mit den Mönchen über den Ursprung dieser Fabel. Sie gestanden, daß sie mehr selbst nicht wüßten, als daß vor einigen Jahrhunderten das jetzige Wunderbild allem Anschein nach auf jenem Stein als einem damals für die Schiffahrt gefährlichen Platz zur Anrufung in Lebensgefahr für die Vorbeifahrenden gestanden habe; nachher aber, da sich mit dem Bette des Stromes auch die

[12] Eine Schilderung der spektakulären Pfingst-Prozession von Holzkirchen zum Bogenberg findet man in „Altbayrische Bilderbogen“ (1920) des Vilshofener Schriftstellers Heinrich Lautensack.

Schiffahrt abänderte, und die Gefahr verschwand, sey es von dem Grafen von Bogen in ihre Schloßkapelle auf den Berg versetzt, und bald, nach der Spannung des damaligen Aberglaubens, zum Wunderwirken gebracht worden. Daß sie nun das Volk noch immer in diesem Wahn erhielten, dieß sey ein *pia fraus*[13], den sie nach der so viele Jahrhunderte anhaltenden Tradition nicht aufdecken dürften, ohne das Volk auch über wesentlichere Dinge irre zu machen.

Das Bild ist, wie ich Ihnen sagte, die schwangere Maria. Dieser Umstand ist nicht etwa bloß durch einen runden geschwollenen Bauch, ausgedrückt, sondern durch eine andächtig obscöne Erfindung gestempelt. Stellen Sie sich das Spektakel vor! Die Mutter Maria hat mitten im Bauch ein nicht kleines Loch, ungefähr 4 Zoll hoch, und in Form eines Herzens ausgeschnitten. Vor diesem Loch ist ein Glas, und hinter dem Glas Christus im Mutterleib, von Wachs, in Gestalt eines halbzeitigen Embryo. Von der Indezenz[14] dieser Fratze sage ich nichts; sie spricht gegen sich selbst. – Der Zulauf von Wallfartern ist nicht klein. Besonders sollen unfruchtbare junge schöne Damen nicht ungesegnet von der schwangern Maria nach Hause kehren.

Die eine halbe Stunde vom Fuß des Berges auf dem Wege nach Straubingen gelegene Abbtei Oberalteich ist ganz der Antipode von Niederalteich.[15] Sie hält ziemlich auf Wissenschaften[16], führt gute Oekonomie; und obschon sie für ihre 50 Mönche nicht über 50000 Gulden Einkünfte hat, ist sie doch eine von den wenigen Abbteien in Baiern, die keine Schulden, und wohl noch gar schöne Kapitaan baaren und ausgelehnten Geldern hat. Das Kloster liegt wegen einem herumgezogenen sumpfigen ganz unnützen

[13] „Frommer Betrug; eine Lüge, die aus Schonung für die Belogenen geschieht; Täuschung zu einem guten Zweck; Selbsttäuschung. Zitat nach dem römischen Dichter Ovid (43 v. bis 18 n. Chr.).“; Sellner, Latein im Alltag

[14] Unanständigkeit, Unschicklichkeit

[15] Niederalteich liegt weiter donauabwärts, hinter Deggendorf, gegenüber der Isarmündung, der Ort wird heute als „Niederalteich“ geschrieben, das Kloster als „Niederaltaich“.

[16] Siehe Neueder.

Teich nicht sehr gesund, und ist auch manchmal den Überschwemmungen der Donau ausgesetzt. Beide, Ober- und Niederalteich, sollen ihren Namen von einem Eichenwald haben, darin die alten Deutschen unter einer großen tausendjährigen Eiche das Bild ihres Thuist[17] oder ihrer Freya[18] verehrten. An dem Platze dieser Eichbäume sollen die jetzigen Kirchen beider Klöster stehen.[19] Auch unterhält Oberalteich noch in der Ferne von etwa 800 Schritten am Ufer der Donau einen kleinen Eichwald.

In der Baierschen Welt hat dieses Kloster seit Jahren schon den Ruhm, daß es viele gelehrte Leute besitze. Ich kenne seine Kronik nicht; aber in den itzigen Umständen scheint das Kloster sein Prädikat zu widerlegen. Seine Konventualen wollen dies zwar nicht eingestehen, und geben sich durchweg eine ziemlich hohe Miene; aber, wenn man nicht eine gewisse Dosis Theologie mit etwas Kirchenrecht und Kirchengeschichte, nach orthodox bellarminischem Zuschnitt[20], grosse Gelehrsamkeit nennen will, ist ihre Miene von

[17] „Tuisto, auch Tuisko, erdgeborener Gott, erster Urheber des germanischen Volkes. Er erscheint wie Ymir als zweigeschlechtliches Wesen, das aus sich selbst Mannus, den ersten Mensch, zeugt.“, H. Jens, Mythologisches Lexikon

[18] „Sie ist Schutzherrin der Ehe und der Liebe, des heimischen Herdes, die Idealgestalt der germanischen Hausfrau.“, Jens

[19] Das Kloster Oberaltaich wurde um 1100 gegründet, aber: „Im Laufe der Jahrhunderte geriet das Wissen um die Zeit der Gründung des Klosters in Vergessenheit. Niemand weiß genau, auf welche Weise sich allmählich die Auffassung Geltung verschafft hat, das Kloster Oberaltaich sei gleichzeitig mit dem Kloster Niederaltaich gegründet worden. Da man früher glaubte, Niederaltaich führe seinen Ursprung auf das Jahr 731 zurück – heute gilt das Jahr 741 als Zeitpunkt der Entstehung dieses Klosters – setzte man die Entstehung Oberaltaichs ebenfalls auf das Jahr 731 fest. Voll Freude besann man sich der Gründung des Klosters im Jahr 731, als der Termin für eine Jahrtausendfeier heranrückte, und bereitete ein glänzendes Fest vor. Nicht nur, daß man dieses Jubiläum – wenn auch um 370 Jahre zu früh! – mit auserlesenem Pomp feierte. Damit alle Welt wisse, daß Oberaltaich nun tausend Jahre alt geworden ist, beauftragte der damalige Abt Dominikus Perger seinen Prior Aemilian Hemmauer, eine Geschichte der Abtei zu schreiben.“ (Bleibrunner, S. 65) – Auch dieses „Altaich“ oder „Alteich“ wird heute nicht mehr auf Eichenwälder zurückgeführt, sondern soll sich von „Altaha“ ableiten, d.h. „Altwasser“.

[20] Robert Bellarmin (1542-1621) war ein führender und heilig gesprochener Ideo-

Gelehrsam doch weiter nichts als Miene. Ich habe nur einen Mann unter ihnen kennen gelehrnt, der den Namen eines wahren Gelehrten verdient. Dies ist der Pater Herman Scholliner.[21] Er gehört in die erste Klasse der baierschen Gelehrten, und darum sag ich Ihnen etwas weniges über ihn. Scholliner ist eines Schulmeisters Sohn aus Freisingen, und itzt ein Mann von etwa 60 Jahren. Er hatte einige Zeit in Erfurt studiert, ward dann Professor in Salzburg, wo er wegen seinen diplomatischen Kenntnissen Zutritt in das fürstliche und domkapitlische Archiv erhielt. Um gleiche Zeit wärmte Baiern alte Prätensionen[22] auf ein Jus Regium[23] auf, und kam darüber mit dem Erzstift in Zänkereien. Scholliner benutzte seine Kenntnisse, die er in dieser Sache aus Salzburgs Archiven geholt hatte, und schrieb zu Gunsten Baierns. Sie stellen sich vor, wie man dies in Salzburg aufnahm. Scholliner fand besser, von dort wegzugehen, und seitdem ist er nie mehr dahin gekommen. Er hat eine dogmatische Theologie und einige einzelne Dissertationen über gewisse Punkte der Kirchengeschichte geschrieben, die ungeachtet des damaligen schlechten theologischen Tons doch Spuren eines hellen Kopfes entdecken. Seine diplomatischen und historischen Abhandlungen, die man in den *Monumentis Boivis*, und in den Schriften der kurfürstlich baierschen Akademie liest, zeigen ihn eigentlich in seiner Stärke. Nach Aufhebung der Jesuiten[24] ward er

loge der Gegenreformation.

[21] Hermann Scholliner (1722-1795) war seit 1768 Herausgeber der Monumenta Boica. Diese wurde 1763 begonnen und gilt als die erste deutsche, staatlich betriebene Edition von Landesurkunden.

[22] Beanspruchungen

[23] Weltliches Recht gegenüber dem kirchlichen.

[24] Eines der wichtigsten Ereignisse in den politischen und ideengeschichtlichen Auseinandersetzungen dieser Epoche war die Auflösung des Jesuitenordens im Jahre 1773 durch Papst Clemens XIV., betrieben von den katholischen Königen Portugals, Spaniens und Frankreichs, nachdem die Jesuiten schon Jahre vorher mit teils brutalen Methoden aus Spanien vertrieben worden waren. Die europäische Intelligenz atmete auf. Die Bevormundung durch klerikalen Fundamentalismus hatte aufgehört.“ (Perl, S. 23)

Professor in Ingolstadt, wo er aber, durch Stattlers[25] und andrer Exjesuiten Kabalen ermüdet, aus Verdruß wegging; und seitdem lebt er als Professor emeritus bald in seinem Kloster, bald auf einem dem Kloster gehörigen Schloß. Er ist klein von Wuchs, ohne eine viel versprechende Aussenseite, und hat, was ihm in seinem persönlichen Umgang etwas nachtheilig ist, eine schnelle stotternde Stimme, wegen der er auch in Ingolstadt weniger Zuhörer hatte als der neben ihm lehrende Stattler, mit dem er die ganze junge dogmatische Welt in zwo Parteien theilte, und seinen Anhängern den Namen Schollinerianer gab, so wie sich die Gegner Stattlerianer hießen. – Neben Scholliner hat das Kloster keinen Gelehrten mehr, aber doch einige brauchbare Männer.

Der itzige Prälat ist ein sehr feiner Herr. Er hatte auch einige Erziehung, denn er ist der Sohn eines straubingschen Bürgermeisters. Es ist mir unbegreiflich, wie unter seiner Regierung die schändliche Tragödie mit dem P. Nonnosus Gschäll konnte gespielt werden.[26] Ich sage Ihnen nichts umständliches über diesen Vorfall, denn wir haben die Todesanekdoten von diesem Manne gedruckt. Allein, die wichtigste Anekdote, die 18 von dem sterbenden Gschäll

[25] „Stattler, Benedikt (1728-1797), SJ, Theologe, 1770-1782 Prof. f. Dogmatik in Ingolstadt, einer der universalsten Gelehrten seiner Zeit, Lehrer Joh. Michael Sailers; vollzog radikalen Bruch mit der scholastizistischen Methode, folgt in seiner irenischen Zielsetzung Leibniz und Wolff (s. Probabilimus) und strebte die Wiedervereinigung der christl. Konfessionen an. Kant, dessen Philosophie er bekämpfte, zollte ihm hohe Achtung. 1791 Mitglied der obersten Zensurbehörde. Stattlers Werke sind in schwerfälligem Latein gehalten und leiden an einer Überfülle von Stoff, weshalb sie nicht die ihnen gebührende Wirkung entfalten konnten.“(Anm. Pfennigmann) – Irenik: friedliebende Aussöhnung bei kirchlichen Gegensätzen. – „Sailer, Johann Michael (1751 bis 1832) ... als Lehrer und späterer Berater König Ludwigs I. von Bayern ist er für die bayerische Romantik von zentraler Bedeutung gewesen“. (Anm. Pfennigmann)

[26] „Gschäll (Gschall) Nonnosus, OSB in Oberaltaich, verübte am 3. Dezember 1777 nach einer Maßregelung wegen zu protestantisierender und rationalistischer Exegese im Alter von 38 Jahren Selbstmord. ‚Vorzüglich Werthers überraschende Leiden und Voltaire´s Spott über alles Religiöse hatten ihm abenteuerlich imponiert. Er fiel als der ersten trauriges Opfer ...‘(Beda Aschenbrenner über G.)“; Anmerkung Pfennigmann)

niedergeschriebenen Punkte, fehlen: Möchte sie doch der Herr von Ecker auf irgend eine Art dem Publikum mittheilen. Die Bibliothek der Abbtei ist sehr ordentlich. Sie besitzt von den ältern Büchern einige gute, aber an den neuern fehlt es ihr fast gänzlich; doch steht die allgemeine deutsche Bibliothek.

Von der Kirche würde ich Ihnen, nach meinem Plan, gar nichts sagen, wenn sie nicht ausgezeichnete Sottisen[27] darstellte. Das ganze Plafond[28] der obern Gallerien ist mit Vorstellungen von Siegen und Verfolgungen über die Ketzer bemalt. Die Ketzer sind in Wolfs- und Hundsgestalten mit Menschenköpfen gemalt; und damit man kenne, daß es Ketzer seyen, so tragen sie alle dicke Halskragen, so wie sie die protestantischen Geistlichen zu tragen pflegen. In der hintersten Kapelle ist das abscheulichste Gemälde, das je ein pöbelhafter Mönchskopf aushecken konnte. Der Hintergrund stellt sehr kennbar die Stadt Straubingen vor: Im Vordergrund stehen einige Benediktinermönche mit Weihwasserwedeln, die dieses heilige Wasser sehr eifrig in die Luft sprengen. In der Luft reitet Doktor Luther im Galopp auf einem Schwein davon, hält unter dem Arm eine Bibel, in einer Hand ein volles Glas, in der andern eine Bradwurst. —

Diese feine Allegorie soll lehren, daß die bei der Reformation in Straubingen schon Wurzel fassende Lehre Luthers von den Mönchen aus Ober-Alteich wieder dort ausgerottet worden.[29] – Ist es

[27] Dummheiten, Beleidigungen, Albernheiten

[28] Zimmer- oder Saaldecke

[29] „Emporenkirche / Westseite, hinter der Orgel / Erfolgreiche Rekatholisierung der Oberpfalz durch das Kloster Oberaltaich 1627 - 1630 (ein Abt, Kurfürst Maximilian, Feldherr Tilly, Martin Luther auf einem Wildschwein, Nabburg)“ (Neueder bzw. Kirchenführer 2002, S. 29) — Maximilian I. von Bayern (1573-1651): „Neben Johann Georg von Sachsen halten Historiker Maximilian von Bayern für einen der wenigen, die es hätten verhindern können, daß der [Dreißigjährige] Krieg zum Flächenbrand wurde, die eine deutsche Zentralpartei gegen das Ausgreifen Habsburgs hätten bilden und das Eingreifen auswärtiger Mächte hätten unterbinden können – und die doch nichts von alldem taten.“ (Bedürftig, S. 151) — Johann Tserclaes Graf von Tilly (1559-1632): „‚Gerharnischter Mönch‘ hieß er bei den Zeitgenossen. Unter den Beutemachern und

möglich, daß man noch in unsern Zeiten diese Schandsäule des Mönchsstupors[30] in einem Tempel des Herrn, und zwar in dem Kloster stehen läßt, dessen Prälat einer der ersten Direktoren aller Schulen im Lande ist? Sollen die heranwachsenden Kandidaten der Theologie etwa aus dieser Kirche ihre Grundsätze der Toleranz holen?

Soweit Pezzl. Ich habe den Text möglichst originalgetreu wiedergegeben. „Offensichtliche Druckfehler habe ich stillschweigend verbessert“, schreibt sich leicht, stellt sich aber bei einem über zweihundert Jahre alten Text, wenn man damit wirklich anfängt, als schon ziemlich schwierig heraus und geht streng genommen schon nicht mehr ohne einen spezialisierten Germanisten. Hätte ich, und das ist nur ein simples Beispiel, „Stefel“ zu „Stiefel“ korrigieren sollen? Und im gleichen Absatz hätte ich beinahe „Reitpeitsche“ abgetippt, während im Text „Reitpikesche“ steht.

Ein Goethe hat den Vorteil, dass seine Texte bis heute „behutsam“ den jeweiligen Sprachgewohnheiten angepasst wurden, während Pezzls Texte im 18. Jahrhundert gleichsam steckengeblieben sind. Gerne würde ich seinen „Faustin“ in einer modernen Fassung lesen. Mir ging sogar durch den Kopf, dass man bei der Herstellung eines „modernen Pezzl“ mit einer Rückübersetzung aus dem Französischen beginnen sollte.

Literatur

Bedürftig, Friedemann: Taschenlexikon Dreißigjähriger Krieg, München 2002 (3. Auflage).

Bleibrunner, Hans: Unsere Liebe Frau vom Bogenberg, Bogen 1975.

Postenjägern seiner Zunft ragt Tilly als knorriger, grundehrlicher Kriegsmann hervor, der die Jungfrau Maria verehrte und außer seinem Handwerk für nichts auf der Welt Interesse hatte.“ (Bedürftig, S. 220) — Nabburg ist eine Stadt in der Oberpfalz.

[30] krankhafter Stumpfsinn

Fried, Pankraz: Die Geschichte der Grafen von Dießen-Andechs, in Fried/Winterholler: Die Grafen von Dießen-Andechs, München/Zürich 1988.

Neueder, Hans: Schule, Bildung und Wissenschaft im ehemaligen Benediktinerkloster Oberaltaich (um 1080-1803), Sonderdruck aus: 25 Jahre Veit-Höser-Gymnasium Bogen, Festschrift und Jahresbericht 1995/96.

Neueder, Hans: „ Schaue...“ und „ höre ... – neige das Ohr deines Herzens“. Eine Führung durch St. Peter und Paul in Oberaltaich, Regensburg 2002 (Kirchenführer).

Perl, Helmut: Der Fall „Zauberflöte“, Mozarts Oper im Brennpunkt der Geschichte, Darmstadt 2000.

Pezzl, Johann: Reise durch den baierschen Kreis 1784, Faksimileausgabe der 2. erweiterten Auflage von 1784, mit Vorwort, biographischem Nachwort, Anmerkungen und Register von Josef Pfennigmann, München 1973.

Riesbeck, Johann Kaspar: Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland, hrsg. v. Jochen Golz, Berlin 1976.

Vgl. Faustin

Walt Whitman lesen, seine Gedichte und seine Tagebücher über den amerikanischen Bürgerkrieg! In seinem Essay „Demokratische Ausblicke“ markierte ein früherer Leser auf Seite 65:

„Starkherzige Fröhlichkeit und Gläubigkeit und Sinn für Gesundheit al fresco soll eine der Vorbedingungen edlen amerikanischen Schrifttums der Zukunft sein. Eines der Merkmale des großen Schriftstellers soll sein, daß ihm der Sinn fehlt für das Verschleierte, Düstere, Böse, den Teufel, die von den Puritanern ererbten grimmigen Vorurteile, Hölle, angeborene Verderbtheit und dergleichen. Der große Schriftsteller wird vor allen andern kenntlich sein an seiner heiteren Einfachheit, seinem Festhalten an natürlichen Maßstäben, seinem unbegrenzten Glauben an Gott, seiner Ehrfurcht und daran, daß in ihm kein Raum ist für Zweifel, Blasiertheit, Possen, Spottsucht oder irgendwelche unnatürliche und flüchtige Mode.“

Daneben hatte dieser frühere Leser mit dezentem Bleistift angemerkt: „vgl. Faustin“. Nicht irgendein „Faust“, sondern eindeutig ein „Faustin“ steht hier. Das aber wäre der Roman Johann Pezzls, von dem es nur ganz selten neue Auflagen gegeben hat, der längst schon vergessen ist! Und trotzdem muss dem Leser bei dieser Whitman-Stelle der Faustin in den Sinn gekommen sein! Was ich *über* den Faustin bisher gelesen hatte, schien mir zwar glaubwürdig genug, dass man einen Whitman durchaus mit einem Pezzl vergleichen könne, auch wenn zwischen ihren Veröffentli-

chungen grob hundert Jahre liegen. Aber zur Bekräftigung wollte ich auch einmal *im* Faustin lesen. Die Münchner Uni-Bibliothek hat gleich mehrere Exemplare davon (man merkts: dieser „deutsche Candide“ war einst viel verbreitet) und eines von 1784 bestellte ich mir für den Lesesaal.

Das Vorwort des Faustin (S. III bis VI) gebe ich hiermit vollständig wieder; es beginnt unvermittelt frech:

Eine Skizze der letzten konvulsivischen[31] Bewegungen des sterbenden Aberglaubens, Fanatisin, Pfaffentrugs, Despotendruks und Verfolgungsgeists, unter denen er noch – durch grosse und kleine Feinde der Aufklärung und Duldung, des Menschenverstands und Menschengefühls unterstützt – seine sinkende Wuth zeigt, die Hefen seines schändlichen Giftes von sich speit, eh' er der Philosophie und dem Recht der Menschheit die Siegeskrone überläßt.

Nicht Satyre auf unser Jahrhundert und dessen schöne Devise; sondern Sarkasm auf jene hartköpfige, und schwachköpfige Männer, die sich noch hie und da mit lächerlichen Grimaßirungen entgegen sperren, jenes ehrenvolle Symbol unsers glücklichen Zeitalters allgemein und herrschend werden zu lassen; die mit hämischer Freude, jene Devise – die edelste aller Jahrhunderte – gern zum Spott und zur Sartyre herabgewürdigt sähen; die sich noch immer nicht schämen, der emporstrebenden Menschheit Fesseln anzulegen, und Sand in die Augen zu werfen.

Der Leser bekömmt nicht bloß Träume einer sich selbst überlaßnen Phantasie vor sich, sondern Dinge, die wirklich auf unsrer Welt, noch in unsern Tagen geschehen sind, und noch geschehen.

Wem dazu gelegen ist, sich der Wahrheit der hier angeführten Vorfälle zu versichern, der kann die wichtigern davon in den neusten periodischen und andern historischen Gelegenheits-Schriften auffinden. –

Folglich werden wohl die – politischen und kirchlichen – Kezermacher ihre Stimme und Galle ein bischen moderiren, weil es

[31] krampfhaften, zuckenden

wirkliche Fakten sind, die ich, wenn's nöthig wäre, durch Citation meiner Gewährsmänner beurkunden könnte.

Leute, welche die neuste Geschichte der Intoleranz und Schwärmerei schon wissen, finden manches Bekannte in diesen Blättern; können aber doch vielleicht noch immer so viel Unterhaltung und Erbauung daraus holen, als aus manchem andern modischen Romänchen.

Soweit das Vorwort Pezzls. Seine Abneigung gegen das Finstere, Teuflische usw. entspricht Whitman, es sind verträgliche Weltanschauungen. Speziell fand ich im Faustin auch einige Kapitel gegen Sklaverei und Sklavenhandel, die recht genau mit den Ansichten zur Sklavenbefreiung im amerikanischen Bürgerkrieg übereinstimmen. Und was der Lehrer Faustins, der Pater Bonifaz für so wichtig hält, könnte auch fast von Whitman stammen: „Aufklärung, Erleuchtung des Menschengeschlechts, Toleranz, politische Thätigkeit, helle philosophische Denkungsart.“ (Faustin, Kap. I., S. 12)

Könnte es dennoch sein, dass mit dem „vgl. Faustin“ etwas anderes als der Faustin Pezzls gemeint ist? „Faustin“ gibt es als Vornamen real existierender Menschen, doch bei einer Buchanmerkung schließe ich eine solche Zuordnung aus. Formal kam bei meinen Recherchen nur noch der Roman des Edmond de Goncourt, „Juliette Faustin“, in einen näheren Verdacht, der in etwa zur Zeit Whitmans entstand; im Gegensatz zu Pezzl werden die Brüder Goncourt auch heute noch verlegt. Doch in diesem Roman des Naturalismus (über eine Schauspielerin) fand ich nichts, was auch nur ansatzweise mit Whitman kompatibel wäre, bereits die Absichten und Konzeptionen der aristokratisch sich gebärdenden Brüder Goncourt zielen in völlig andere Richtungen. Es lohnt sich nicht, darüber weitere Worte zu verlieren, wers nicht glaubt, lese doch gefälligst den Roman und das Nachwort.

Bleibt letztlich nur Pezzl übrig. Und das ist eine Unwahrscheinlichkeit an sich: dass irgendwem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beim Lesen von Walt Whitman Pezzl einfällt und dass

dieses „vgl. Faustin“ jemanden wie mich überhaupt reizen konnte, wo ich doch bis vor kurzem auch noch nie etwas von einem „Pezzl“ gehört hatte.

Literatur

GONCOURT, EDMOND DE: Die Brüder Zemganno / Juliette Faustin, Zwei Romane, Nachwort Herbert Kühn, Leipzig 1958/1989.

PEZZL, JOHANN: Faustin oder das philosophische Jahrhundert, vermutl. Frankfurt 1784.

VOLTAIRE: Candide oder der Optimismus, mit Zeichnungen von Paul Klee, Frankfurt/Main 1980 (5. Auflage).

WHITMAN, WALT: Demokratische Ausblicke, übersetzt von Hans Reisiger, Berlin 1948.

Naogeorg,

das ist, wie wenn die Spielvereinigung Unterhaching einmal in der Champions League spielte. Doch die Rede ist von der Weltliteratur. In ihren Geschichten, zumindest der deutschen, wird Naogeorg zwar lobend erwähnt, aber letztlich doch auf eine so nebensächliche Weise, dass er mir nicht einmal in die Rubrik „müsste man eigentlich unbedingt gelesen haben“ meiner langen Liste ungelesener Bücher gekommen wäre. Aufmerksam wurde ich erst auf ihn, als ich erfuhr, dass er aus Straubing käme.

Martini bezeichnet Naogeorg als den „größten protestantischen Kampfdramatiker“ (S. 123), synonym wird er auch als „Tendenzdramatiker“ bezeichnet. Damit ist er auch schon disqualifiziert. „Hat man uns doch schon früh eingeschärft, ja nicht wegen des Stoffes zu lesen.“(Nachwort Sealsfield, S. 92)

Naogeorgs Erstlingsdrama „Pammachius“ erschien 1538 in Wittenberg auf lateinisch, 1540 lag eine vom Verfasser autorisierte deutsche Übersetzung des Johann Tyrolff vor, die ich gelesen habe. Der Pammachius „muß wie eine Sensation auf die Zeitgenossen gewirkt haben, sie hat ihren Autor in kürzester Zeit auf dem europäischen Kontinent berühmt und berüchtigt gemacht. Nicht viel mehr als 20 Jahre nach Luthers Thesenanschlag war die Thematik der Kritik am Papsttum und an der römischen Kurie so erregend und interessant wie eh und je.“ (Naogeorg, Nachwort, S. 593)

Ich war darauf gefasst, eine sich als Drama tarnende „Hetzschrift“ gegen das Papsttum zu lesen, und war überrascht, mit

welch großem historischen Atem, mit welch tiefem Sinn diese „neue Tragödie“ die Zeichen der Zeit zu deuten versucht.

Die Problematik des Naogeorg stellt sich mir so dar: Das frühe Christentum glaubte an die baldige Wiederkehr des auferstandenen Messias, an ein völlig neues Zeitalter und den neuen Menschen, nur noch unterbrochen durch eine beschleunigte Zeit schwerster Prüfungen, in der die weltweite Verbreitung der Frohen Botschaft erfolgen soll. „Es sind letzte Zeiten“, schreibt Ignatius von Antiochien in seinem Brief an die Epheser anfang des 2. Jahrhunderts (Edition Fischer 11,1; vgl. auch 1 Jo 2,18; 1 Kor 7,29; 10,11.) – Mit Luther, dem neuen Propheten, wird diese neue Zeit endlich eingeleitet. Doch dazwischen lagen letztlich tausend Jahre, in der falsche Propheten, das Papsttum, Kriege und teuflische Verwirrungen die Welt und die Seelen beherrschten.

Diese tausend finstern Jahre sind aber, so Naogeorg, gottgewollte. Jesus Christus selbst ist es, der dem Teufel freies Spiel auf der Erde lässt, um die wenig Auserwählten schwer in ihrem Glauben zu prüfen.

So wird das „finstere Mittelalter“ eingeleitet (Naogeorg, S. 33f.):

PETRUS.

Mein Meister/ ist denn itzund da die zeit?
Da Satan haben sol das Regiment
So graulich irthumb machn an allem endt?

CHRISTUS.

Ja traun? denn rechnet ihr auch selbst die zeit.
Und weil nu ist das end der welt nicht weit
Wie itzt dem Teuffel wird sein will gestatt/
Als was er mit sampt seiner Rott für hat/
Des haben sie nur köstlich gut gefehll
Auff das sie ewig brünnen inn der hell.

PETRUS.

Wenn denn der feind all ding also verkert?
Wie wirds denn gehn deim heylgen Namen wert?

CHRISTUS.

Denn werden ihr wol Tausent sein gewis
Darunder kaumet einer der recht wiß/
Das ich der Heyland sey/ und werden all
Unrechtes glaubens sein in solchem fall
Und haben andre Namen ihn ertícht/
Darauf sie setzen als ihr zuvorsicht. ...

Pammachius, der „Alleszerstörer“, der Papst, und Porphyrius, sein Berater – er war ein neuplatonischer Philosoph und Verfasser einer Polemik gegen das Christentum (seine Einführung in die Kategorien des Aristoteles ist vorzüglich) – sind die ersten, die vom Teufel umgepolt werden, nachdem die Wahrheit die Welt verlassen musste. Nun kommt für beide die schwierige Aufgabe, auch den Kaiser, also Julian, für die verwerfliche Sache zu gewinnen, der anfangs gar nicht versteht, wie der Papst sich nunmehr in die weltlichen Händel einmischen und selbst die oberste weltliche Macht werden möchte. Julian, der Abtrünnige, ist hier als ein Verführter dargestellt, der sich schließlich der Autorität des Papstes beugt. In einem großen Gelage mit dem Satan und seinem Gefolge wird der Pakt mit Papst und Kaiser besiegelt.

Aber der Anblick der vom Satan verwüsteten Welt ist vom Himmel aus kaum noch zu ertragen, und die Wahrheit klagt fürchterlich über diesen Zustand. Endlich darf sie zusammen mit Paulus auf die Welt zurückkehren, denn in Wittenberg keimt eine neue Hoffnung auf mit Theophilus, dem Gottesfreund, also Luther, der den Kampf gegen den Satan und seine Verbündeten aufnimmt.

Fürchterlich, fast aussichtslos tobt dieser Kampf, kein menschlicher Akt kann die Lösung bringen und folglich schließt das Drama nur mit einem „Epilog“:

„Verehrte Zuschauer, erwartet nicht, daß diesem Stück noch ein fünfter Akt hinzugefügt wird; ihn wird dereinst Christus zu seiner Zeit zu Ende führen. Inzwischen aber lassen die Beschlüsse des vierten Aktes die Ereignisse hin und her gehen, wie man an der Gegenwart sieht. Das Werk Satans übertönt jetzt alles. Das Papsttum und die gottlosen Bräuche nimmt man in Schutz. Man streitet eifrig wider Christi Herrlichkeit, um Aberglauben und Zeremonien, die mit der Schrift und Gottes Wort in Widerspruch stehen. Viel christliches Blut wird täglich vergossen, als ob gar derjenige der wahrhafteste Verehrer Gottes sei, der viele Mordtaten an Menschen begangen hat und der seine Lust daran hat, Menschen umzubringen.
Die Türken wüten heftig gegen uns. Wir aber wüten nicht weniger gegen uns selber, so daß es für Christen eine Last ist, zu leben und beständig dem traurigen Spiel Satans zuzusehen. Und es steht nicht zu hoffen, daß durch menschlichen Ratschluß die Verhältnisse sich bessern werden, wenn nicht Gott durch die Ankunft seines Sohnes dieser Tragödie ein Ende macht. Er möge die Seinen aus der Welt hinwegnehmen, wie das Gold aus dem Schmutze, und die Bösen dem ewigen Feuer überantworten – das wird das Schreckensende des ganzen Stückes sein.“ (Übersetzung nach Trillitzsch, S. 529)

Naogeorg war also ein begeisterter Verfechter der Sache Luthers. Aber die Fronten waren nicht nur zwischen Lutherianern hier und Papisten dort, sondern schon bald entstanden weitere „Irrlehren“ wie die Zwinglis, Calvins oder der Wiedertäufer, die sich untereinander ebenfalls aufs Schärfste bekämpften. Und da Naogeorg vorne mitstürmte, war er auch allen, ständig wechselnden Fronten ausgesetzt und wurde mal des Calvinismus, mal des Zwinglianismus verdächtigt. Eine Folge davon war, dass er seine Pfarrstellen immmer wieder wechseln musste.

Geboren wurde Naogeorg (Thomas Kirchmair) ca. 1508/09 in Straubing. Das hat fast einen symbolischen Charakter, denn Straubing wurde zum Zentrum der Reformation in Altbayern. Die Wittelsbacher betrieben aber bald eine Politik der „ausschließli-

chen Katholizität", und so traf seit 1558 die Gegenreformation Straubing und die anderen reformierten Gemeinden an der Donau besonders hart; Ulrich Schmidl, der Weltentdecker und Ratsherr, musste z.B. 1562 in die freie Reichsstadt Regensburg umsiedeln. Erst im Zuge der fränkischen und schwäbischen Gebietserweiterungen kam es in Bayern zum Religionsedikt vom 10. Januar 1803, in dem alle christlichen Konfessionen rechtlich gleichgestellt wurden. Aber auch dann noch gab es Kräfte, die weit bis ins 19. Jahrhundert versuchten, zumindest die Gebiete südlich der Donau möglichst rein katholisch zu erhalten (näheres bei Werner Friedrich).

Als junger Mann wurde Naogeorg vom Zentrum der Reformation angezogen. „Um 1535 taucht er als Pfarrer zu Sulza an der Ilm im heutigen Sachsen-Weimar auf, 1541 wird er Pfarrer zu Kahla, ein glühender Anhänger der neuen Lehre, freilich bald des Zwinglianismus verdächtig." (Theobald, S. 2) Im August 1446 wurde er wegen seiner Irrlehren in Weimar verhört, entzog sich aber den Auflagen und floh. In den folgenden Jahren ließ er sich in Augsburg und im Allgäu (Kaufbeuren, Kempten) nieder, studierte kurzzeitig in Basel die Rechte und gelangte 1551 für neun Jahre nach Stuttgart, dann nach Backnang und Esslingen, das er im Januar 1563 verlassen musste. Er starb am 29. Dezember 1563 im kurpfälzischen Wiesloch an der Pest, wie zuvor auch schon seine Frau und die meisten seiner Kinder.

Naogeorg glich dem Don Camillo. „Er war eine starre, eigenwillige Persönlichkeit, die sich nirgends in die Verhältnisse schicken wollte, er war unruhig, masslos heftig, jähzornig." (Theobald, S. 106) Ständig sieht man ihn in irgendwelche Streitereien in und außer dem Hause verwickelt, und dies machte es seinen religiösen Widersachern einfach, da sich leicht formale Gründe vorschieben ließen, wenn er aus religiösen Gründen nicht mehr tragbar war. Der folgende Schwank führte zu seiner Entlassung aus Stuttgart (Theobald, S. 71f.):

Die Entlassung des Naogeorgus aus dem Pfarramt St. Leonhard.

Den äusseren Anstoss zu seiner Entlassung aus dem Pfarramt bei St. Leonhard gab sein Streit mit den Stuttgarter Wächtern, der innere Grund zu derselben lag darin, dass seine Sonderansichten über manche Punkte der Lehre an den Tag getreten waren.

Mehrere der zum Teil aus der Bürgerschaft genommenen Wächter, welche für die Sicherheit der Stadt während der Nacht zu sorgen hatten, pflegten, sobald sie ihr neben dem Pfarrhaus St. Leonhard gelegenes Wächterhäuschen betraten oder verliessen, mit ihren Stöcken auf das Pflaster zu schlagen, um ihre Anwesenheit auf der Wache zu bekunden. Diesen Brauch empfand Naogeorgus seit dem Herbst 1559 als eine absichtliche, ihm zum Aerger geschehende Ruhestörung und bemühte sich, ihn abzustellen. Zuerst ersuchte er die Wächter selbst, den Lärm einzustellen, freilich vergebens, hierauf wandte er sich an deren Vorgesetzten, ebenfalls ohne Erfolg. Ungefähr Mitte Oktober abends 7 Uhr rief er zwei Wächtern, die eben mit ihren Stöcken an das Pflaster geschlagen hatten, von seinem Fenster aus heftige Schimpfworte zu. Als dieselben eine Stunde später wieder Lärm verursachten, eilte er mit seiner Frau herbei, ihre Namen festzustellen, wobei es wenig schön zuging. Am folgenden Morgen erstatteten die beiden Wächter von dem Vorkommnis dem Bürgermeister, bei dem anscheinend bereits ein Schreiben des Naogeorgus eingetroffen war, Anzeige. Der Bürgermeister untersagte daraufhin den Wächtern das Lärmen vor dem Pfarrhaus bei St. Leonhard. Diese beachteten das Verbot kaum einige Tage. Als sie wieder in gewohnter Weise handelten, schleuderte Naogeorgus von seiner Wohnung aus einen Ziegelstein gegen sie. Die Wächter brachten denselben als Beweis des gegen sie verübten Angriffs vor den Bürgermeister, Naogeorgus meldete dieses Vorkommnis auch und drohte, er werde, falls die nächtlichen Ruhestörungen, die ihm zum Aerger geschähen, nicht abgestellt würden, auf die Wächter nicht bloss mit Steinen werfen, sondern auch mit Feuerbüchsen schiessen.[32] Als seine Bemühun-

[32] Dass Naeogeorgus Feuerwaffen im Besitz hatte, ergibt sich daraus, dass nach

gen erfolglos blieben, wandte er sich an den Herzog und bat, wenn das Lärmen nicht beseitigt werden könne, anderswohin versetzt zu werden. Dass er um Versetzung eingab, hängt damit zusammen, dass ihm im Oktober 1559 die bisherige Weinbesoldung um die Hälfte verkürzt wurde, wobei gesagt wurde, er habe bisher widerrechtlicherweise zuviel bekommen. Der Landhofmeister untersagte daraufhin den in Frage kommenden Wächtern ihr Gebahren, diese aber hielten mit ihren Klagen gegen Naogeorgus nicht zurück. Donnerstag, den 26. Oktober, hörte Naogeorgus sie wieder ans Pflaster schlagen. Nun schmähte er sie von seinem Fenster aus. Eine Stunde später stand er, eine blosse Wehr in der Hand, an der Kirchenecke. Um 9 Uhr lauerte er wiederum daselbst. Diesmal kam es zu einem Zusammenstoss, in welchem die Wächter vor Naogeorgus fliehen mussten. In derselben oder in der folgenden Nacht wurden dem Naogeorgus die Fenster eingeworfen, was er natürlich den Wächtern zuschob. Von letzterem machte er dem Kanzler Mitteilung und fügte bei, der Herzog möge, wenn er seine Tätigkeit wünsche, ihn selbst versetzen oder ihm gestatten, sich eine andere Stellung zu suchen. Samstag, den 29. Oktober, kam es zu einem neuerlichen Zusammenstoss, wobei Naogeorgus durch einen bürgerlichen Wächter, namens Balthasar Keller, einen bis auf die Hirnschale gehenden Hieb erhielt, sodass er 6 Wochen darniederlag. Trotz der späten Stunde entstand ein grosser Auflauf der Bürgerschaft. Dieselbe äusserte sich anscheinend sehr unzufrieden über das Vorkommnis, das heisst, über den Angriff auf die Wächter. [...]

Als die Wunde des Naogeorgus geheilt war, wollte er sein Amt wieder aufnehmen. Die Kirchenräte untersagten ihm das jedoch und richteten am 18. Dezember 1559 ein Schreiben an den Herzog, sie seien der Ansicht, dass Naogeorgus nicht länger im Württembergischen, besonders im Stuttgarter Kirchendienst behalten werden dürfe; er stimme nämlich in der Abendmahlslehre nicht mit den

einer vor Gericht gemachten Aussage er im Sommer 1558 mehrmals bei Tag aus seinem Fenster schoss.

Württembergern überein, habe auch Sondermeinungen über die Kindertaufe und den Kinderglauben; sein privates Verhalten gebe fortwährend zu Klagen Anlass; der Vorfall mit den Wächtern biete eine gute Gelegenheit, ihn zu entlassen; in Ansehung seiner Gelehrsamkeit und seiner 9jährigen Tätigkeit in Stuttgart möge der Herzog ihn mit einem Geschenk von 40 bis 50 Gulden oder mit einer stets widerruflichen Pension von 25 Gulden entlassen.

Soweit Theobald. Hätte man einen solchen Kerl heute zum Nachbarn, würde man wohl von einem höchst unangenehmen Zeitgenossen sprechen, und doch sind es gerade diese menschlichen Schwächen, die ihn heute eher sympathisch machen.

Von seiner hässlichsten Seite zeigt sich aber Naogeorg, wenn er als ein vom Hexenwahn Besessener auftritt; seine Entlassung aus Esslingen (nach seinem Rauswurf aus Stuttgart) hing sogar damit zusammen, da er in seinen Anklagen gegen die Hexerei zu eifrig vorgegangen war. (Theobald, S. 100 f.) Wiederum sind bei diesem Entlassungsverfahren persönliche Händel wegen der Hexenbeschuldigungen mit theologischen Streitfragen schwer durchschaubar verknüpft. Dieser Fall bestätigt das öfter gehörte Urteil, dass es in der Frage der Hexenprozesse keine gravierenden Unterschiede zwischen der alten, katholischen und der neuen, evangelischen Richtung gab, auch nicht bei dem humanistisch gebildeten Naogeorg, der ansonsten auf „Selbständigkeit des Urteils" drängte und forderte, man möge doch die Schriften derjenigen lesen, bevor man sie als Ketzer verdamme. (Theobald, S. 105)

Naogeorg stuft die Zeit zwischen der ausgehenden Antike und der kommenden Neuzeit als teuflisch, finster usw. ein. Beginnend mit Petrarca, der ca. 1340 die „dunklen Jahrhunderte" einführte (Russell, S. 65), findet man immer mehr Zeugnisse, die das Mittelalter disqualifizieren, so dass „mittelalterlich" zum allseitigen Schmähwort wurde.

Wie erbärmlich diese Epoche gewesen sei, könne man daran sehen, dass „früher die Menschen dachten, die Erde sei eine Scheibe",

wird heute gesagt. Erst Columbus habe die verblendeten Scholastiker von der wahren Erdgestalt in langen Kämpfen überzeugen können. Es scheint keine treffendere Charakterisierung des verschrobenen mittelalterlichen Weltbilds zu geben als dieses „früher dachten die Menschen, die Erde sei eine Scheibe“; man verwendet diese Redewendung, um die eigene Klugheit hervorzuheben gegen die Dummheit anderer. Auch in gelehrten Kreisen ist diese Ansicht weit verbreitet, gerade noch mit der Einschränkung, dass es in der Antike schon vereinzelte Gelehrte gegeben haben möge, die die Kugelgestalt der Erde lehrten, aber sie seien nicht gehört worden. Viele meinen sogar, zum geozentrischen Weltbild gehöre konzeptionell die Auffassung von der Erde als einer Scheibe und erst zum heliozentrischen die als einer Kugel.

Wer sich aber mit der antiken und mittelalterlichen Astronomie beschäftigt, wird feststellen, dass die Vorstellung einer kugelförmigen Erde zum Allgemeinwissen der Gelehrtenwelt gehörte und es nur vereinzelte Stimmen gab, die dieser Ansicht widersprachen. „Früher glaubten die Menschen, die Erde sei eine Scheibe“ muss also aus der Neuzeit stammen. Ich suchte in der Renaissance nach entsprechenden Aussagen und fand nichts. Dann suchte ich in der Aufklärungszeit, Voltaire, Diderot usw., danach und fand auch nichts. Im Juni 2002 äußerte ich im Diskussionsforum HASTRO (History of Astronomy) den Verdacht, dass dieser neuzeitliche Mythos im 19., vielleicht sogar erst im 20. Jahrhundert entstanden sei, denn vorher fände ich nichts dazu. Mir wurde geantwortet, dass dem genau so sei und dass Russells Buch „Inventing the flat earth“ genau davon handle.

Ich stellte jedoch fest, dass mich manche Leute ungläubig ansahen, so, als wollte ich mit kühlem Eis einen teuren Rotwein verdünnen, wenn ich ihnen erzählte, dass ihr „früher glaubten die Menschen, die Erde sei eine Scheibe“ ein neuzeitlicher Mythos sei, entstanden im 19. Jahrhundert.

In Funk und Fernsehen, in allen Medien, im Kabarett, auf Litfaßsäulen, in Leserbriefen, in Sachbüchern, in Theaterstücken, überall habe ich dieses „früher ... Erde ... Scheibe“ schon gefunden:

Das SZ-Fernsehmagazin kündigte am 23.12.2003 den Film „1492 – Die Eroberung des Paradieses“ (Regie: Ridley Scott, 1992) so an: „Um zu beweisen, dass die Erde nicht flach ist, macht sich Columbus (G. Depardieu) nach Indien auf.“

Der Film „Der Glöckner von Notre-Dame“ (Regie: Jozsef Cirko, 1997) beginnt mit dieser Texttafel: „Paris – 1480. Ein finsteres, unaufgeklärtes Zeitalter. Die Menschen glaubten, die Erde sei eine Scheibe und die Wahrheit Gottes befände sich auf handbeschriebenem Pergament in den Bibliotheken der Kathedralen. Alle fortschrittlichen Ideen wurden von der Kirche verfolgt. Der bloße Besitz eines bedruckten Blattes Papier war ein Verbrechen und konnte mit dem Tode bestraft werden.“ — Ich habe in meiner Victor-Hugo-Übersetzung (André Kerr) aus den 1920-er-Jahren nachgesehen, aber gar nichts zur Erdscheibe gefunden (es könnte freilich auch an der Übersetzung liegen). Der Roman vermittelte mir auch eine andere Stimmung als der Film; Hugo schildert zwar ein durchaus abergläubisches, jedoch kein finsteres, sondern ein buntes Mittelalter.

So sehr ist unser „früher dachten die Menschen ...“ schon zum kulturellen Reflex geworden, dass nun schon ein „und die Erde ist eine Scheibe“ für sich allein genügt und jeder sofort weiß, was gemeint ist. Im Dezember 2001 sah ich ein Plakat der Münchner Derag-Immobilien, das gegen Aktien polemisierte: „Aktien sind die einzig wahre Geldanlage. Und die Erde ist eine Scheibe.“ Das gleicht schon fast einem streng logischen Verfahren: Aussagen, die man als blödsinnig widerlegen möchte, werden zunächst aufgezählt und schlussendlich mit einem „und die Erde ist eine Scheibe“ ad absurdum geführt.

Näher die historische Wahrheit angepeilt: Die Kugelgestalt der Erde könnte erstmals von den Pythagoreern um 500 v. Chr. deutlich ausgesprochen worden sein, jedoch ist die Quellenlage etwas unsicher, da auch Parmenides und sogar Hesiod genannt werden (Diogenes Laertius, Buch VIII, 48); die Pythagoreer haben auch schon die Erde vom Mittelpunkt der Welt weggerückt, wogegen Aristoteles polemisiert (Vom Himmel, 293 a 15, S. 124 f.).

Man kann aber nicht einmal sagen, die ionischen Naturphilosophen hätten zuvor nur die Theorie von einer Erdscheibe gehabt, denn auch die früheren Zeugnisse sind schon differenzierter. Von Anaximander aus Milet, der im 6. vorchristlichen Jahrhundert lebte und der mit dem etwas älteren Thales befreundet war, wird berichtet: „Die Erde befinde sich in der Schwebe, da sie, von nichts beherrscht, wegen des gleichen Abstandes (von den Grenzen der Welt) überall hin (in Gleichgewicht) verharrt. Ihre Gestalt sei rund, gewölbt, einem Säulenstumpfe vergleichbar. Auf einer ihrer Grundflächen wohnen wir; ihr gegenüber befindet sich eine andere Grundfläche.“(Howald/Grünwald, S. 12) — Wenn Anaximander nur noch etwas konsequenter sein „Schweben in der Mitte bei gleichem Abstand“ verfolgt hätte, dann wäre daraus schon eine kugelförmige Erde geworden, so aber nur ein Zylinder. Wenn wir auf einer seiner beiden Grundflächen wohnen, dann stellt sich die Frage, ob nicht auch auf der gegenüberliegenden Grundfläche Menschen wohnen können, d.h. das Problem der Antipoden, das im Zusammenhang mit der kugelförmigen Erde immer wieder diskutiert wurde, ist ebenfalls schon bei Anaximander angelegt.

Liest man die oben angegebene Textstelle aus „Vom Himmel“ des Aristoteles weiter, dann gab es vor seiner Zeit sehr vielfältige und teilweise abstruse Meinungen über die Form der Erde, aber die Kugelform setzte sich spätestens mit ihm durch. Sein Lehrer Platon hat sogar schon eine Raumfahrer-Perspektive: „Man sagt also zuerst, o Freund, diese Erde sei so anzusehen, wenn sie jemand von oben herab betrachtete, wie die zwölfteiligen Bälle, in so bunte Farben geteilt, von denen unsere Farben hier gleichsam Proben sind, alle die, deren sich die Maler bedienen. Dort aber bestehe die ganze Erde aus solchen und noch weit glänzenderen und reineren als diese. Denn ein Teil sei purpurrot und wunderbar schön, ein anderer goldfarbig, ein anderer weiß, aber viel weißer als Alabaster oder Schnee, und ebenso aus jeder anderen Farbe bestehe einer, und aus noch mehreren und schöneren, als wir gesehen haben.“ (Phaidon, 110 b, S. 59)

Bei Aristoteles wird die Kugelgestalt der Erde logisch notwendig, denn wenn die Erde unbeweglich im Mittelpunkt der Welt steht und die schweren Elemente sich um die Mitte gruppieren, dann könne nur eine Kugelgestalt daraus resultieren. Aber er nennt auch empirische Gründe, die für ihre Kugelform sprechen und redet auch schon darüber, dass man von der Meerenge von Gibraltar über den atlantischen Ozean nach Indien gelangen könne:

„Ferner ist es an der Erscheinung der Gestirne nicht nur sichtbar, daß die Erde rund, sondern auch, daß ihre Größe nicht bedeutend ist. Denn wenn wir unsern Standort nur ein wenig nach Süden oder Norden verändern, so wird der Horizont offenbar schon ein anderer, so daß also die Gestirne über unserm Kopf eine bedeutende Veränderung erfahren und überhaupt nicht mehr dieselben sind, wenn wir nach Norden oder Süden gehen. Denn manche Sterne sind in Ägypten und Kypros sichtbar, in den nördlichen Gegenden aber nicht und jene Sterne, die im Norden dauernd sichtbar sind, haben in jenen südlicheren Gegenden einen Untergang. Hieraus ist nicht nur klar, daß die Erde rund ist, sondern auch, daß sie nicht besonders groß ist. Denn sonst würde eine so geringe Ortsveränderung sich nicht so rasch bemerkbar machen. Darum scheint es, daß die Hypothese nicht allzu unwahrscheinlich ist, die die Gegend um die Säulen des Herkules mit derjenigen um Indien in Verbindung bringt und dort ein einziges Meer annimmt. Als Beweis führen sie etwa die Elefanten an, nämlich daß diese Tiere sich an jenen beiden äußersten Enden finden, offenbar, weil jene äußersten Orte durch ihren Zusammenhang dazu geeignet sind. Die Mathematiker endlich, die die Größe des Umfangs zu berechnen suchen, nehmen ungefähr vierhunderttausend Stadien an. Aus solchen Argumenten ergibt sich nicht nur, daß die Erde kugelförmig sein muß, sondern auch, daß sie im Verhältnis zu den andern Gestirnen nicht groß ist.“ (Vom Himmel, 297 b, S. 137)

Dass Erathosthenes danach die Erde vermessen und mit Ptolemäus das geozentrische Weltbild vollendet wurde, mit einer unbeweglichen Erde in der Mitte der Welt, um die Sonne, Mond, die übrigen Planeten und die Fixsternsphäre kreisen, zähle ich

wenigstens auf, um die Breite dieses Überlieferungsstroms zu verdeutlichen.

Auch von den Römern wurde dieses geozentrische Weltbild übernommen. Zeugnisse finden sich u.a. bei Ciceros „Vom Wesen der Götter“ (2. Buch, XLV, 116, Seite 121) und in der Naturkunde des Plinius, der sagt, dass über die Erdgestalt „eine einhellige Meinung herrscht. Mit Recht sprechen wir von dem Erdkreis und glauben, daß eine Kugel von zwei Polen eingeschlossen werde.“ (Buch II, LXIV, 160, S. 131) Kurz danach spricht Plinius davon, dass bei den Gelehrten und im Volk ein heftiger Streit über die Antipoden sei und wie es z.B. komme, dass das Meer nicht abfließe. Das zeigt, dass solche Fragen die Herzen vieler Römer, und nicht nur ihrer Gelehrten, bewegt haben. Seneca fordert in seinen „Naturwissenschaftlichen Untersuchungen“ fast großkotzig sogar dazu auf, es doch einfach mal zu probieren: „Wie klein ist doch der Raum zwischen den Küsten Spaniens und den Indern. Nur wenige Tagereisen weit, wenn der richtige Wind das Schiff treibt.“ (Erstes Buch, 13, S. 13) Und Ovids Metamorphosen bezeugen, dass auch in der Dichtkunst die kugelige Erde eine Selbstverständlichkeit geworden war: „Kaum hatte er – welcher der Götter es auch sein mochte – das Durcheinander so geordnet, zerschnitten und gegliedert, da ballte er zuerst die Erde zusammen, damit sie auf allen Seiten gleich sei, und gab ihr die Gestalt einer großen Kugel.“ (Buch 1, 33-35)

Ein dezenter Vorbehalt gegen die Kugelgestalt der Erde findet sich im Agricola des Tacitus (Kap. 12, S. 49), wo er von einer „ebenen Grenze“ der Erde im äußersten Norden spricht. Aus gewichtigen, konzeptionellen Gründen haben jedoch die Epikureer gegen die Erdsphäre polemisiert, da in ihrem unendlichen Weltall kein absoluter Mittelpunkt vorhanden sein konnte. Die Erde haben sie sich eher unförmig vorgestellt, hervorgegangen aus einer zufälligen und wieder vergänglichen Zusammenballung von Atomen. Lukrez schreibt, ziemlich heftig werdend (Buch 1, Zeile 1051 f., S. 74):

> Lasse dich, Memmius, ja nicht verleiten zum Glauben an jene
> falsche Behauptung: Alles strebe zur Mitte des Weltalls,
> deshalb auch könne das Weltall bestehen ohne den Einfluß
> äußerer Anstöße, könne auch keineswegs etwa zerfallen,
> weil auf die Mitte sich alles stütze, so oben wie unten.
> Damit wähntest du, etwas könne sich ganz auf sich selber
> stellen und Stoffmassen, die sich unter der Erde befänden,
> strebten nach oben und lagerten dann verkehrt auf der Erde,
> ebenso wie wir im Wasser die Dinge als Spiegelbild sehen;
> lebende Wesen gingen, angeblich, entsprechend dort aufrecht,
> könnten jedoch von der Erde hinab in den Himmel nicht fallen,
> ebensowenig wie unsere Körper etwa aus eigner
> Kraft in den Himmel hinauffliegen könnten; und während nun jene
> Wesen die Sonne erblickten, bewegten vor unseren Augen
> sich die Gestirne der Nacht; wir teilten die Zeiten des Himmels
> fristgleich mit ihnen, abwechselnd glichen den Tagen die Nächte.
> Dummköpfe huldigen diesem Wahn, denn sie haben (das Weltall)
> völlig verkehrt aufgefaßt (und mit falschen Methoden gedeutet).
> Kann es doch einen Mittelpunkt schwerlich geben in einer
> endlosen Weite.

Wird jedoch anerkannt, dass sich gerade die Konzeption einer unbeweglichen Erde im Mittelpunkt des Weltalls durchsetzte, dann folgt daraus aber auch, dass diese Erde kugelförmig gedacht wurde, und dies war eben auch die dominierende Auffassung der Spätantike. Man könnte noch einwenden, dass mit dem Christentum sich wieder verstärkt die Ansicht einer scheibenförmigen Erde durchgesetzt habe – und findet zwar bei den Kirchenvätern eine Verschiebung zu anderen Schwerpunkten, jedoch allenfalls eine Verschärfung der Diskussion um die Antipoden; wiederum sind es nur einzelne Stimmen, die eine flache Erde vertreten: Lactanz (um 300), Kosmas (6. Jh.) ein Anonymus von Ravenna und ein Aethicus. Doch das ist zu „dünn“: „Denn Kosmas, gelegentlich als Hauptvertreter der flachen Erde herausgestellt, hat auf den lateinischen Kulturkreis keinerlei Wirkung gehabt. Ebensowenig [konnten] die Kosmographie des Aeticus (neuerdings, wenn auch umstritten, Virgilius von Salzburg zugeschrieben), oder der Anonymus von Ravenna größeren Zweifel an der Kugelgestalt der Erde [säen]; ihnen fehlt gleichfalls fast jede Rezeption. Und offenbar reichte die Autorität des Lactanz, des ‚christlichen Cicero‘

nicht, der Ansicht einer scheibenförmigen Erde irgendeine Überzeugungskraft zu verleihen, obwohl dessen Erwähnung durch Copernicus und Kepler die zeitweise (und teilweise noch heute) weitverbreitete Annahme vom Vorherrschen der Scheibenform der Erde im Mittelalter durch den großen Einfluß, den ihre Werke nahmen, erheblich förderte.“ (Hamel, S. 13)

Wie bald und ungebrochen sich bereits im frühen Mittelalter die Auffassung einer kugelförmigen Erdgestalt verbreitete und weiterwirkte, ist ausführlich durch Hamel dokumentiert worden. Als ein Beispiel dieser Rezeption möchte ich Notker Labeo nennen, der von ca. 950 bis 1022 lebte und Mönch und Lehrer im schweizerischen St. Gallen war. Seine Ausführungen dazu sind sonnenklar:

(11) Alle, die sich in der Astronomie auskennen, wissen, daß die Äquinoctialzone den Himmel genau zweiteilt und daß sich von ihr bis zu den äußersten Polen, ich meine: zum Nordpol und Südpol, jeweils die Hälfte des Raums erstreckt.

(12) Die Erde ist rund, und es ist uns unbekannt, ob sie (auch) auf der gegenüberliegenden Seite (von Wasser) frei ist; oben, wo sie frei (von Wasser) ist, leben die Völker, vom Äthiopischen bis zum Skythischen Meer.

(13) Die am weitesten im Süden leben, wohnen auf den Äthiopischen Inseln; für sie steht die Sonne im Zenit, wenn sie im Frühling das Sternbild Widder verläßt, beziehungsweise wenn sie im Herbst ins Sternbild Waage eintritt.

(14) Für die, die näher zu uns an der Äthiopischen Küste leben, steht die Sonne im Zenit, wenn sie in das Sternbild Stier beziehungsweise Jungfrau eintritt.

(15) Für die, die noch näher zu uns auf Meroe leben, steht sie im Zenit, wenn sie in das Sternbild Zwillinge beziehungsweise Löwe eintritt.

(16) Für die, die noch näher zu uns in der Stadt Ägyptens Syene leben, steht sie zur Zeit der Sommersonnenwende im Zenit, wenn sie in das Sternbild Krebs eintritt.

(17) Von dort reicht die menschliche Siedlung nordwärts bis zur Insel Tile (Thule), die am weitesten im Skythischen Meer liegt.

(18) Die dort leben, wohnen unterhalb des Nordpols.

(19) Dies wird daran deutlich, daß dort, wie einige Kosmographen schreiben, sechs Monate lang, von der Frühlings- bis zur Herbstnachtgleiche, ununterbrochen Tag und sechs Monate lang, von der Herbstnachtgleiche bis zur Frühlingsnachtgleiche, ununterbrochen Nacht ist.

(20) Das kommt daher: sechs Sternbilder sind für sie stets unter der Erde verborgen: steht die Sonne in diesen, dann haben sie Nacht, sechs andere stehen für sie stets über der Erde, darum haben sie Tag, wenn die Sonne in ihnen steht.

(21) Daß sie nur die sechs nördlichen Sternbilder sehen, läßt sich daran zeigen, daß über ihnen der Nordpol steht und er für sie der höchste (Punkt) ist.

(22) Das kann man schön an dem Himmelsglobus sehen, der im Kloster des heiligen Gallus jüngst unter Abt Burkhard konstruiert worden ist.

(23) Auf ihm sind alle Siedlungsgebiete der Völker bezeichnet, und wenn man ihn so einstellt, daß der Nordpol nach oben weist, dann sind die nördlichen Wendekreise zu sehen, die südlichen hingegen nicht.

(24) Von daher wissen wir, daß das Siedlungsgebiet der Menschen vom äußersten Süden bis zum fernsten Norden, sofern nicht Meere und Sümpfe es unterbrechen, gut der vierte Teil der Erde sein kann. ...
(Übersetzung Horst Dieter Schlosser, S. 327 f.)

Um diese Zeit, im 10. Jahrhundert, soll auch das Waltharilied in St. Gallen entstanden sein. Wie selbst in dieser sagenhaften Geschichte der Verfasser unterschwellig mit seinem astronomischen Wissen protzt, wenn er aus hoher Perspektive den Sonnenaufgang beschreibt (1187-88, S. 47):

> Luzifer stieg inzwischen als Herold empor am Olympus,
> meldend: Die Insel Cypern erblickt schon die glänzende Sonne.

Der Verfasser weiß also, dass, wenn noch nur Nachtzeit der Morgenstern (Luzifer) am Olymp glänzt, im östlicher gelegenen Zypern bereits die Sonne aufgegangen ist, und diese Erklärung setzt eigentlich voraus, dass er auch um die Kugelform der Erde gut Bescheid weiß und sich vielleicht auf einem Globus die Verhältnisse veranschaulichen konnte. Ein paar Zeilen vorher (1130 f., S. 45) schildert der Verfasser den Sonnenuntergang in ähnlicher Weise: während die Sonne im äußersten Westen untergeht, zeigt in Italien schon der Abendstern (Hesperos) „seine Spitzen" und es ist schon Nacht geworden.

Der Herausgeber Genzmer merkt zwar dazu an: „Hier aber muss mit Hesperos der Mond gemeint sein, da die Venus nicht gleichzeitig Abendstern und Morgenstern sein kann." (S. 62) Mir scheint aber, dass die Absicht des Verfassers weniger die war, reale Himmelserscheinungen zu schildern, sondern generell ein astronomisches Wissen poetisch kundzutun. Wird freilich Hesperos wie üblich als Abendstern aufgefasst, dann verwundert, dass von einer spitzigen Venus gesprochen wird, was der Nacherzähler Ebersbach so kommentiert: „Sichel des Abendsterns: Damals waren die Luft noch klar und die Augen der Menschen noch scharf genug für eine Wahrnehmung des Planeten Venus als Sichel." (S. 115)

Wie dem auch sei, man sieht, wie schon früh in die schöne Literatur das Konzept einer kugelförmigen Erdgestalt einging. Dieses Konzept stand erst recht zur Zeit des Columbus kaum noch zur Debatte. Freilich ist es ein großer Unterschied, ein solches Konzept nur theoretisch anzuerkennen oder tatsächlich über den westlichen Seeweg nach aufzubrechen. Dagegen gab es viele Einwände, z.B. alles verschlingende Wasserstrudel, Bermuda-Dreiecke, plastisch geschildert von Dante (Hölle, 26. Gesang), wie Odysseus und seine Gefährten sich aufs offene Meer Richtung Äquator hinauswagten, und es klingt schon, als ob es ein Columbus sei, der das berichtet:

Wir wurden alte Männer, bis wir endlich
an jene enge Wasserstraße kamen,
wo Herkules die Warnungszeichen setzte,
auf daß der Mensch sich hier nicht weiter wage.
Ich aber ließ Sibilia zur Rechten
und hatte links schon Setta hinter mir
und – „Brüder“, sprach ich, „die durch
hunderttausend
Gefahren nach dem Westen seid gelangt,
entziehet nicht dem kurzen Lebensabend,
der uns noch bleibt, die sinnliche Erfahrung
der unbewohnten Welt dort nach der Sonne!
Bedenkt, wes hohen Samens Kind ihr seid
und nicht gemacht, um wie das Vieh zu leben!
Erkenntnis suchet auf und Tüchtigkeit.“
Mit dieser kurzen Rede stachelt ich
meine Genossen auf und trieb sie vorwärts
so scharf, daß niemand sie gezügelt hätte.
Das Hinterschiff dem Morgen zugekehrt,
mit tollen Ruderschlägen ging der Flug
hinaus und vorwärts, immer mehr nach links.
Bald sah man nachts des andern Poles Sterne,
und wie sie alle kamen, sank der unsre,
bis er sich nicht mehr aus dem Meer erhob.
Schon fünfmal hatte volles Licht vom Mond
herabgestrahlt und fünfmal war’s geschwunden
seit wir zur großen Fahrt uns aufgemacht.
Da tauchte dunkel in dem fernen Dunst
ein Berg herauf und schien mir riesenhoch,
so hoch, wie ich noch nichts gesehen hatte.
Wir jubelten. – Die Lust ward bald zunichte,
denn von dem fernen Lande kam ein Wirbel,
der faßte an der Spitze gleich das Schiff

und dreht es dreimal um im Strudelkreise,
beim vierten hob er's hinten auf – und köpflings
wie fremde Macht es wollte, fuhr's hinab.
Dann schloß sich langsam über uns das Wasser.[33]

Die Auseinandersetzungen des Columbus betrafen kaum die Kugelgestalt der Erde, sondern ihre tatsächliche Größe. Columbus verwendete aus den antiken Überlieferungen die Werte kleinerer Erdumfänge und setzte die äußersten Teile „Indiens" bzw. Asiens, d.h. Japans, so an, dass sie möglichst nahe nach Westeuropa rückten. Man sehe sich hingegen auf einem Globus die tatsächliche Entfernung zwischen Spanien und Japan einmal an, da liegt nämlich noch der Pazifik dazwischen! Vom westlichen Seeweg zum eigentlichen Indien braucht man gar nicht zu reden, das wäre schon bald einer Weltumsegelung gleichgekommen, oder:

Der schöpferische Irrtum

Irrtümer haben ihren Wert;
jedoch nur hie und da.
Nicht jeder, der nach Indien fährt,
entdeckt Amerika.

Erich Kästner

Wie kam es dann zum Fehler „flache Erde"? Wie Russell zeigt, gab es bis ins 19. Jahrhundert nur ganz wenige, vereinzelte Schriften, in denen auf eine frühere flache Erde angespielt wurde. Im Jahr 1828 veröffentliche jedoch der Schriftsteller Washington Irving (1783-1859) sein Buch „History of the Life and Voyages of Christopher Columbus", in dem einprägsam geschildert wird, wie Columbus sich in der Universität von Salamanca mit den größten

[33] Gemeint sind die Säulen des Herkules bzw. die Straße von Gibraltar. – Sebilia ist Sevilla. – Setta is Ceuta. – Der riesige Berg ist der des Fegefeuers, des Purgatoriums.

Gelehrten Spaniens herumschlug, die ihm, dem Dilletanten, kurz gesagt entgegenhielten, dass die Annahme einer kugelförmigen Erde nicht mit der Bibel zu vereinbaren sei; diese Szene wurde zu einem der beliebtesten Mythen über Columbus. (Nachzulesen bei Pleticha, S. 176-183; in diesem Buch fand ich die Schilderung Irvings über den Ausschuss von Salamanca ganz wiedergegeben, nicht in der gekürzten Irving-Fassung von Grümmer.) Man findet von diesem Buch ausgehend langsam eine vermehrte Bezugnahme auf ein „früher dachten die Menschen, die Erde sei eine Scheibe“, jedoch noch immer nicht mit allgemeiner Verbreitung. Immerhin, so Russell, findet man nun auch in Europa, z.B. von Vertretern der französischen Akademie der Wissenschaften, vermehrte Bezüge zum „Flat Error“.

Aber erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde diese Ansicht allgemein. 1892 wurde das 400. Jubiläum der Entdeckung Amerikas gefeiert und zu diesem Anlass fand im Sommer 1893 die Weltausstellung in Chicago statt. (Kretschmer, S. 132 f.) Am Vorabend des Ersten Weltkriegs schien es so, als ob in Westeuropa und in den USA der Höhepunkt der Zivilisation erreicht worden sei und man blickte arrogant auf die zurückgebliebenen Länder der übrigen Welt herab, die man zu Kolonien gemacht hatte, und ähnlich herablassend betrachtete man die Zeiten vor Columbus und Copernicus. Wie sich im Einzelnen der „Flat Error“ um die Welt ausbreitete, ist mir aus den Ausführungen Russells nicht klargeworden bzw. da scheinen sich für die Ideologie- und Mentalitätsgeschichtler noch weitere Forschungslandschaften aufzutun.

Das älteste Zeugnis aus dem deutschsprachigen Raum, das schon einen deutlichen „Flat Error“ aufweist, fand ich bisher bei August Bebel in seinem Buch „Die Mohammedanisch-Arabische Kulturperiode“, das in zweiter Auflage 1888 erschien: „Der heilige Laktantius und der heilige Augustinus – letzterer wohl nach Paulus das größte Kirchenlicht – verspotteten die Lehre des Ptolemäus von der Kugelgestalt der Erde und lehrten, sie sei eine

Scheibe, und Sonne, Mond und Sterne am Gewölbe des Himmels befestigt. Und noch mehr als tausend Jahre später galten die Lehren von Kopernikus, Galilei und Newton als Ketzereien." (S. 168) Der „flat error" erscheint hier erst ansatzweise, aber an exponierter Stelle, nämlich beim zusammenfassenden Schluß des Buches, indem dem Kirchenvater Augustinus die Lehre von der „flachen Scheibe" unterschoben und als typisch für die folgende christlichen Jahrhunderte dargestellt wird. Zurecht hebt Bebel zwar in diesem Buch die großen Kulturleistungen der Araber hervor, im Kontrast dazu wird aber das spätantike und mittelalterliche Christentum eben zu finster dargestellt. Es wäre interessant zu sehen, ob sich auch schon in der ersten Auflage von 1884 diese Stelle findet, doch gilt die Erstauflage als verschollen.

Vom ausgehenden neunzehnten Jahrhundert ab wurde jedenfalls der „Flat Error" auch in Schulbüchern usw. breitgetreten und Bestandteil der Allgemeinbildung. Ein Buch aus dem Jahr 1900 beginnt schon so: „Four hundred years ago most of the people who lived in Europe thought that the earth was flat." (Shaw, S. 9) Und die Dispute zwischen Columbus und seinen Widersachern werden so verdichtet: „‚The earth is a sphere', he said; ‚those foolish stories of its being flat and supported on a turtle's back cannot be true.' But those persons to whom he talked only laughed the more." (S. 26) Ich übersetze: „Vor vierhundert Jahren dachten die meisten Menschen, die in Europa lebten, dass die Erde flach sei." — „‚Die Erde ist eine Kugel', sagte er, ‚solch dumme Geschichten, dass sie flach sei und vom Rücken einer Schildkröte getragen werde, können nicht wahr sein.' Doch die Leute, zu denen er sprach, lachten nur noch umso mehr."

Literatur

Bebel, August: Die Mohammedanisch-Arabische Kulturperiode. Herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Schwanitz, Berlin 1999 (nach der 2. Auflage von 1888).

Cicero, Marcus Tullius: Vom Wesen der Götter, herausgegeben von Johann Hermann von Kirchmann und Heinz-Jürgen Steffen, Essen o.J. ca. 1995.

Claudel, Paul: Das Buch von Christoph Columbus, in: Joachim Schondorff (Hrsg.): Französisches Theater des XX. Jahrhunderts, Stuttgart usw. ca. 1960.

Dante Alighieri: Die Göttliche Komödie, deutsch von Karl Vossler, Stuttgart 1977.

Das Waltharilied und die Waldere-Bruchstücke, übertragen, eingeleitet und erläutert von Felix Genzmer, Stuttgart 1963.

Das Waltharilied, nacherzählt von Volker Ebersbach, Berlin 1988 (2. Auflage).

Diogenes Laertius: Leben und Meinungen berühmter Philosophen (Apelt/Zekl), Hamburg 1998.

Fischer, Joseph A. (Hrsg.): Die Apostolischen Väter, München 1976 (7. Auflage).

Friedrich, Werner: Geschichte der evangelischen Gemeinde in Straubing, Sonderdruck aus: Jahresbericht des Historischen Vereins für Straubing und Umgebung, Jahrgang 86, (1985).

Friedrich, Werner: Thomas Kirchmair, genannt Naogeorgus. Lebensbild eines bedeutenden Straubingers mit einem Literaturverzeichnis zu Biographie und Werk, Sonderdruck aus: Jahresbericht des Historischen Vereins für Straubing und Umgebung, Jahrgang 89, (1987).

Froning, Richard (Hrsg.): Das Drama der Reformationszeit, Stuttgart 1894, Nachdruck Darmstadt 1964. Darin eine Übersetzung von Naogeorgs Pammachius durch Justus Menius.

Hacks, Peter: Columbus, oder: Die Weltidee zu Schiffe, Schauspiel in fünf Aufzügen, in: Stücke, Leipzig 1974.

Hamel, Jürgen: Die Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde im europäischen Mittelalter bis zum Ende des 13. Jahrhunderts – dargestellt nach den Quellen, Münster 1996.

Howald/Grünwald: Die Anfänge der abendländischen Philosophie, Fragmente und Lehrberichte der Vorsokratiker, eingeleitet von Ernst Howald, übertragen von Michael Grünwald, Zürich 1949/1970.

Irving, Washington: Leben und Reisen des Christoph Columbus, neu herausgegeben und gekürzt von Gerhard Grümmer, Rostock 1984.

Koyré, Alexandre: Leonardo, Galilei, Pascal. Die Anfänge der neuzeitlichen Wissenschaft, Frankfurt/Main 1998. (Darin Galileis angeblicher Auftritt am Schiefen Turm von Pisa vor einer Versammlung unbelehrbarer Aristotels-Anhänger).

Kretschmer, Winfried: Geschichte der Weltausstellungen, Frankfurt/Main und New York 1999.

Lukrez: Vom Wesen des Weltalls, hrsg. v. Dietrich Ebner, Leipzig 1989.

Martini, Fritz: Deutsche Literaturgeschichte, Stuttgart 1972 (16. Auflage).

Naogeorg, Thomas: Sämtliche Werke I, herausgegeben von Hans-Gert Roloff, Erster Band, Dramen I: Tragoedia nova Pammachius nebst der deutschen Übersetzung von Johann Tyrolff, Berlin/New-York 1975.

Ovid: Metamorphosen, Übersetzung Michael von Albrecht, München 1981/1998.

Platon: Sämtliche Werke 3 (Phaidon, Politeai), Übersetzung Schleiermacher, Hamburg 1958/1977.

Pleticha, Heinrich: Kolumbus. Person-Zeit-Nachwelt, Gütersloh 1977.

Plinius, der Ältere: Naturkunde, Band 2, Darmstadt 1997 (2. Auflage).

Russell, Jeffrey Burton: Inventing the flat earth, Columbus and modern historians, Westport (Connecticut)/London 1991/97.

Schlosser, Horst Dieter (Hrsg.): Althochdeutsche Literatur mit Proben aus dem Altniederdeutschen, Ausgewählte Texte mit Übertragungen und Anmerkungen, Frankfurt/Main 1970/1976.

Sealsfield, Charles: Die Prärie am Jacinto, Erzählung, mit einem Nachwort von Karl Konrad Polheim, Stuttgart 1964. (Es handelt sich um einen Auszug aus Sealsfields „Kajütenbuch“).

Shaw, Edward R.: Discoverers and Explorers, New York, Cincinnati und Chicago 1900.

Tacitus: Sämtliche Werke, unter Zugrundelegung der Übertragung von Wilhelm Bötticher neu bearbeitet von Andreas Schaefer, Essen ca. 1990.

Theobald, Leonhard: Das Leben und Wirken des Tendenzdramatikers der Reformationszeit Thomas Naogeorgus seit seiner Flucht aus Sachsen, Leipzig 1908.

Trillitzsch, Winfried (Hrsg.): Der deutsche Renaissance-Humanismus, Frankfurt/Main 1981.

Das Ei des Columbus

Mein Sohn, also mit dem Ei des Columbus verhält es sich so: Nachdem Columbus Amerika entdeckt hatte, kehrte er nach Spanien zurück und traf sich mit Freunden und Bekannten in einer Kneipe, denn man hatte ja was zu feiern. Zu vorgerückter Stunde, wie man so sagt, man hatte also schon einigen Wein getrunken und war locker und lustig geworden, sagte einer der Freunde, dass die Entdeckung Amerikas gar nicht so außergewöhnlich gewesen sei, jeder einigermaßen gute Seefahrer hätte das auch gekonnt, nicht nur Columbus. Es wurde still, denn alle am Tisch und sogar die Kellner sahen zu Columbus hin, ob er sich etwa provoziert fühle und wie er reagieren würde. Columbus ließ sich aus der Küche ein rohes Ei bringen. Er forderte jeden der Freunde auf, das Ei mit seiner Spitze auf den Tisch hinzustellen, aber so, dass es nicht umfällt. Alle probierten es, aber es war eigentlich von vorneherein klar, dass das einfach nicht geht. Einer der Freunde sagte schließlich: „Realistisch betrachtet, ist das vollkommen unmöglich!“ Nun nahm Columbus das Ei, schaute es sich sehr genau an, wog es in seinen beiden Händen, murmelte einige unverständliche Worte, um dem Ganzen eine feierliche Stimmung zu geben, und schlug es dann mit seiner Spitze ganz vorsichtig gegen den Tisch, so dass es eine kleine Delle bekam, jedoch ohne auszulaufen. Dadurch aber stand es nun fest mit seiner Spitze auf dem Tisch und die schwierige Aufgabe war gelöst. Da rief einer der Freunde, dass das so nicht ausge-

macht gewesen wäre und Columbus ziemlich unfair vorgegangen sei. „Gewiss mag das etwas unfair gewesen sein“, erwiderte daraufhin Columbus, „aber hätte ich mich immer ganz korrekt verhalten, wüssten wir auch noch nichts von der Neuen Welt.“

Der „alte Esel“ von Weltenburg

Am 31. Juli 2005 machten wir einen Ausflug vom Gäuboden donauaufwärts nach Kelheim. Da es keinen eigenen Bahnhof hat, muss man fünf Kilometer weiter in „Saal an der Donau“ aussteigen und ein Taxi nehmen, da sonntags fast keine Busse fahren. Wir erwarteten deshalb, dass am Bahnhof die Taxis nur so drängelten, aber es war kein einziges weit und breit zu sehen. So suchten wir die Dorfwirtschaft auf und fragten, ob er, also der Wirt, uns ein Taxi rufen könne. Er war in München aufgewachsen und viele Jahre als U-Bahn-Fahrer beschäftigt gewesen, erzählte er bis das Taxi kam, darüber hinaus hatte er schon alles mögliche gemacht; aber nun war er wieder in die Heimat sozusagen seiner Väter zurückgekehrt, um noch einmal und wohl zum letzten Mal was Richtiges aufzubauen. Der Schweinsbraten koste bei ihm nur 4 Euro 30, da ihm kein schneller Gewinn, sondern eine zufriedene Kundschaft wichtiger sei, betonte er.

Das Taxi fuhr uns direkt zur Befreiungshalle, die zwischen der Altmühl und der Donau auf dem urkeltischen Michelsberg liegt und einem Bunker aus dem Zweiten Weltkrieg gleicht. Wir stiegen die Wendeltreppe hinauf und überblickten das Land, ohne dass uns schwindlig wurde; danach sahen wir auf die Parkettierungen innen hinunter, und nun wurde uns allen schwindlig. Das,

so verständigten wir uns, könnte an den geometrischen Mustern am Boden liegen.

Mit dem Ausflugsschiff fuhren wir den Donaudurchbruch entlang und ließen uns die natur- und menschheitsgeschichtliche Bedeutung der jeweiligen Felsen erklären – eine Felsenkirche, Räuberbehausungen, eine Römersiedlung. Man kann zwar nicht sagen, dass wir direkt enttäuscht gewesen wären, aber wir hatten uns den Komplex irgendwie höher, erhabener vorgestellt: Felsenschlünde, durch die kaum noch das Sonnenlicht dringt.

Nach einer guten halben Stunde kamen wir beim Kloster Weltenburg an und freuten uns auf das Mittagessen. Das viel gelobte dunkle Bier schmeckt wirklich leicht und süffig. Die Klosterkirche wirkt von außen zwar bescheiden, wir hätten sie sogar beinahe übersehen, weil sie eingerüstet war; innen aber sieht man ihr die „vielberühmte Asamkirche“ gleich an. Alleine das Nischengemälde „Ankunft der Benediktiner in Amerika mit der ‚Santa Maria‘ des Christoph Columbus 1493, ein Jahr nach der Entdeckungsfahrt des Columbus“ reizte mich thematisch. Wie die Pallas Athene, nur friedlicher, steht die Jungfrau Maria am Schiffsbug und führt den Columbus und seine Schar in die Neue Welt, bestaunt von zwei am Ufer sitzenden Indianern, die auf ihre Bekehrung warten.

Vorm Kloster liegt ein herrlicher Kiesstrand, ideal zum Sonnenbaden. Ein Opa ging voll bekleidet, mit hochgekrempelter Hose, zum Wasser und frotzelte: So meine Lieben, ich gehe jetzt in die Donau – zerstreitet euch nicht wegen dem Erbe – verkauft das Haus – teilt das Geld schön brav unter euch auf. Doch tatsächlich rutschte er aus, was ihn aber erst recht belustigte, denn nun ließ er sich sachte von der Donau treiben, trieb – alleine sein Käppi überm Wasser wirkte schon komisch – seine Frau, die Kinder und Enkelkinder, und auch uns, zu weiteren Witzen an. Das Ganze überzeugte durch eine Klarheit und Heiterkeit, wie sie bisher selten bei Opas anzutreffen war.

Donauübergänge

Gegenüber von Stephansposching liegt Mariaposching mit seinen jüngst wieder erneuerten Dämmen; dahinter beginnt die Böhmische Masse, der Wald. Hoch über die Donau ist ein Stahlseil für eine Fähre gespannt, die nur durch die Wasserströmung angetrieben wird. Auf den ersten Blick scheinen ihre Holzbretter höchstens Fußgänger, Radfahrer und Motorräder tragen zu können, keineswegs LKWs oder Mähdrescher!

Als ich hier zum ersten Mal stand, dachte ich, wie groß früher der technische Aufwand gewesen sein muss, um die Donau zu überqueren, und mir kam auch in den Sinn, dass hier die Grenze der römischen Provinz Rätien war, die die Zivilisation von der Barbarei trennte.

Mir wurde erzählt: Letztes Jahr, also 2003, habe ein Fischer hier nachts gefischt, als er plötzlich, von der Donau kommend, ein stampfendes Geräusch vernommen habe und, er, alles liegen lassend, vor Angst davongelaufen sei. Am nächsten Tag habe man den „Tatort“ besichtigt und die Spuren eines Wildschweins gefunden. Neben Wildschweinen sollen auch Rehe hin und wieder die Donau überqueren, um – vom Bayerischen Wald kommend – nach Nahrung im Gäuboden zu suchen.

Alles nur „Anglerlatein“? Ich fragte Prof. Josef H. Reichholf und erhielt diese Auskunft: „Da wurde Ihnen wohl sicher *kein Anglerlatein* erzählt! In den letzten 10 Jahren nahmen die Wild-

schweine in Niederbayern ziemlich kräftig zu. Sie besiedelten z.B. auch die Inseln in den Stauseen am unteren Inn. Ein Wechseln über die Donau erscheint nicht nur möglich, sondern im Hinblick auf die jahreszeitlich unterschiedlichen Nahrungspräferenzen der Wildschweine durchaus plausibel. Sicher fiele das im Bereich von Staustufen schwerer als an dieser zwar regulierten, aber nicht gestauten Donaustrecke. Übrigens: Wahrscheinlich lag es an den Wildschweinen (*lag* deshalb, weil sie ursprünglich viel weiter verbreitet und häufiger waren als gegenwärtig in diesem Raum, der regelmäßig Eichelmast und Bucheckern liefert!), dass es im Gebiet zwischen Donau, Isar und Inn keine Kreuzottern gibt. Die Wildschweine spüren sie mit ihren sehr guten Nasen auf und fressen sie. Die Kreuzottern sind für eine Flucht vor den Schweinen zu langsam."

An der Stephansposchinger Fähre ist auch ein Badeplatz, an dem das Wasser gemächlich vorbeizieht. Letzten Sommer wollte hier ein gut trainierter ehemaliger Boxer zum andren Ufer schwimmen und sei auf halbem Wege ertrunken. Wahrscheinlich hatte er die viel stärkere Strömung in der Flußmitte unterschätzt und Panik bekommen. — Kürzlich stand in der Zeitung, dass ein polnischer Saisonarbeiter in der Nähe von Deggendorf ertrunken sei. Der Nichtschwimmer soll nur in der Donau gestanden haben, allerdings zu wagemutig mit dem Wasser bis zum Kinn. Ein Schiff fuhr vorbei und die Welle habe ihm den Boden unter den Füßen weggezogen.

Hier also war die Nordgrenze der Provinz Rätien, gegenüber hausten schon die Germanen. Die Donau ist wie der Rhein ein Grenzfluss, so raunt es die historische Überlieferung. Immerhin soll es schon zur Römerzeit einen Flussübergang bei Stephansposching gegeben haben. (Moosauer/Wöhrl, S. 80)

Eine absolute Grenze war die Donau für die Römer eben nicht, gehandelt und geraubt wurde über die Donaugrenze hinweg, besondere technische Schwierigkeiten für deren Überquerung scheints

keine gegeben zu haben. Donauabwärts hatten die Römer sogar für hundert Jahre eine Provinz Dakien *nördlich* der Donau etabliert. Donauaufwärts verlief der Limes zwischen Donau und Rhein querfeldein. Von solchen Ausnahmen abgesehen, blieb die Donau aber letztlich eine Grenze für weitere römische Eroberungen, die aber auch – zusammen mit ufernahen Befestigungen (Regensburg, Straubing, Steinkirchen, Künzing, Passau) – vor feindlichen Überfällen halbwegs schützte.

Wenn Stephansposching schon zur Römerzeit eine Furt war, dann ist es nicht unwahrscheinlich, dass die spätantike Nibelungen-Kriemhild, bevor sie vom Passauer Bischof in Plattling empfangen wurde, mit ihrem Gefolge eben hier die Donauseiten wechselte. Stephans- und Mariaposching könnten sich somit als „Nibelungenorte“ bezeichnen und sollten sich am besten in Siegfrieds- und Kriemhildsposching umbenennen! – Die Belege seien zu dürftig? Man sehe sich einmal an, was sich sonst noch „Nibelungenstadt“ nennt! Im Rahmen einer fremdenverkehrsförderlichen Geschichtsschreibung schneidet der Poschinger Nibelungenübergang gar nicht so schlecht ab.

Im frühen Mittelalter scheint die Donau als Grenzfluss unwichtig geworden zu sein. Darauf weist schon die ursprünglich gemeinsame Endung „Posching“ für die beiden gegenüber liegenden Gebiete hin. Die erste urkundliche Erwähnung ist auf das Jahr 748 datiert; damals soll am linken Donau-Ufer, also beim späteren Mariaposching, ein Herzogshof „Pasuhhinga“ gestanden haben, auf dem ein „Pasucho“ lebte. Das rechte Donau-Ufer hatte zunächst denselben Namen; erst im 10. Jahrhundert erfolgte die Benennung der beiden Gebiete nach den Schutzheiligen Maria und Stephan bzw. nach den Eigentümern Niederaltaich und Passau.

Eher lockere Eigentumsverhältnisse herrschten im frühen Mittelalter, es war eine Zeit umfangreicher Kolonialisierungen, aus denen erst später fester gefügte Einheiten hervorgingen. — Dieses Bild relativ „offener Grenzen“ wird durch die Biografie Gamelberts

ergänzt, der – ebenfalls Mitte des 8. Jahrhunderts – als Grundherr in Michaelsbuch (zwischen Plattling und Stephansposching gelegen), also rechts der Donau, lebte, jedoch einfach auf dem gegenüber liegenden, linken Donau-Ufer einen größeren Landstrich erwarb und dort das Kloster Metten mit begründete.

Später findet man zwar immer wieder Abgrenzungen mittels Flüssen, aber eher noch mehr Macht deutet sich dann an, wenn etwa einem Herzog eine Brücke gehörte und mit ihr die links- und rechtsseitigen Flussgebiete. – Also nicht nur ihre Rolle als natürliche Grenze ist bei Flüssen zu berücksichtigen, sondern auch ihre Rolle als Lebensader, Transportweg und Erwerbsquelle; gerade im frühen Mittelalter waren die Straßen noch bzw. wieder sehr schlecht, und leichter und sicherer zu benutzen waren oft die Schifffahrtswege.

Als ich mich zum ersten Mal mit der Poschinger Fähre übersetzen ließ, kam es mir so vor, als ob es hier schon immer einen Fährbetrieb gegeben habe, vielleicht schon zur Bronzezeit. Verwundert las ich jedoch im 1997 erschienenen Buch von Moosauer und Wöhrl im Kapitel „Maria- und Stephansposching“: „Mit dem Ausbau der Donau zur Großschiffahrtsstraße und dem Bau der Donaubrücke bei Bogen kam der Fährbetrieb, der jahrhundertelang ein wichtiger Erwerbszweig der Orte war, zum Erliegen. Die Zufahrten zur Fähre sind aber noch erhalten und auf dem Luftbild zu erkennen.“(S. 80)

Ich fragte einen Fährmann, wann genau der Poschinger Fährbetrieb eingestellt worden sei. Er wusste nichts davon, höchstens von Wartungsarbeiten, und er arbeite hier schon seit 1981. Wahrscheinlich handele es sich um eine Verwechslung mit der Pfellinger Fähre, die tatsächlich nach der Fertigstellung der Bogenberg-Brücke (1986) aufgegeben wurde. Einige Jahre zuvor hatte es auch noch eine Fähre bei Irlbach gegeben; und man müsse sich das insgesamt so vorstellen, dass es früher alle paar Kilometer eine solche „Gierseilfähre“ gegeben hat.

In Niederalteich sei die Gierseilfähre durch ein modernes Schiff ersetzt worden, das aber viel wartungs- und auch personalintensiver sei (denn die gesetzlichen Vorschriften verlangen bei einer frei beweglichen Fähre zwei Besatzungsmitglieder), und trotzdem können mit ihr gerade mal Fahrräder transportiert werden. Die jetzige Poschinger Fähre stamme aus dem Jahr 1927.

Mit dem beabsichtigten Donau-Ausbau zwischen Straubing und Vilshofen steht aber möglicherweise die Poschinger Fähre mit ihrem genial-einfachen Antriebsprinzip doch „zur Disposition“. Im Gemeindeblatt von Stephansposching (Mai 2005) lautet eine der Forderungen des Gemeinderats zum Donau-Ausbau: „Die Strömungsfähre (Gierseilfähre) ist unbedingt zu erhalten. Der Maßnahmeträger soll verpflichtet werden, zu veranlassen und zu erreichen, dass diese Fähre unter Denkmalschutz gestellt wird.“

Literatur

MOOSAUER, DONATUS UND JOCHEN WÖHRL: Die altbayerische Donau. Luftportrait einer Kulturlandschaft, Straubing 1997.

Bemerkung

Die Gierseilfähre ist eine Innovation des mechanischen Zeitalters. Sie wurde 1657 von Hendrick Heuck in Nimwegen – älteste Stadt der Niederlande – erfunden. „Gieren“ kommt aus dem Niederdeutschen und heisst soviel wie „sich wenden, das wiederholte beidseitige Abweichen eines fahrenden Schiffes vom Kurs durch Seegang oder eines ankernden Schiffes durch Wind und Seegang.“ – Dass Heuck der Erfinder der Gierseilfähre war, kann man einmündig lesen, aber als Einwand findet sich: „Nachdem Hendrick Heuck am 28. Februar von der Stadtregierung die Zustimmung erhielt, hatte er die Gierseilfähre eingerichtet. Er war auch der erste Pächter. Über Versuche mit der Gierseilfähre ist nichts bekannt und ebensowenig hat Heuck ein Patent beantragt. Nach R. A. Muschart

in ‚Beiträge und Mitteilungen von Gelre' (‚Bijdragen en Mededeelingen van Gelre'), Teil XXXIV 1931, ist nicht Heuck der Erfinder der Gierseilfähre, sondern Pieter Gabriels Croon aus Zegwaard, der nach kontrollierten Testfahrten bei Bommel von den Generalstaaten am 10. April 1600 ein Patent auf seine Erfindung erhielt sowie einen stattlichen Betrag als Belohnung. Das erklärt wahrscheinlich auch, warum Heuck keine Belohnung von der Stadtregierung erhielt und warum er kein Patent angemeldet hat.“ (Übersetzung aus dem Niederländischen nach http://www.noviomagus.nl/Lent/011a.htm) Heuck scheint also nur als erster die Gierseilfähre kommerziell in größerem Umfang genutzt zu haben. – Weitere Erklärungen, insbesondere zu ihrer Technik, finden sich auf einer Tafel bei der Gierseilfähre von Sandbach (Vilshofen).

Eine Wortschöpfung Arno Schmidts

Die Wortschöpfung heißt „donauartig hingeströmt", donauartig hingeströmt. Sie kommt vor in einem Text, der gar nicht von der Donau handelt, sondern über Johann Gottfried Herder, der mit 25 Jahren sein russisches Dienstverhältnis kündigte und Hanse-Riga verließ, um Resteuropa kennen zu lernen.

Arno Schmidt schildert im Dialog „Herder oder vom Primzahl-Menschen" (mit den Sprechern A, B, C) die Abfahrt:

„B. *(fortfahrend):* Am 16. Mai reicht er dem Magistrat sein Entlassungsgesuch ein; das auch schon 4 Tage später genehmigt wird – es ist nicht unbezeichnend, daß er sich schon 8 Tage vor Abfahrt des Schiffes an Bord begibt. Am 3. Juni 1769, dem berühmten Tage des ‚Venusdurchgangs', lichtet man die Anker, und er kritzelt auf der Reede sein Abschiedsbillet an Madame Hartknoch, die Frau des Verleger=Freundes: ‚Wie sehr muß ich mich als eine Besonderheit des Himmels ansehen, da bey meiner Abreise solche Zeichen & Wunder geschehen !'

A.*:* Und schlagartig entsteht – wie immer bei dem Geschlecht der feinsten Wortriesen, die die Epochen ihres Lebens nicht nach *Daten* rechnen, sondern nach den *Großveränderungen des Ortes* – in neuester Umgebung; und dem Hochgefühl absoluter Freiheit : auf wen wäre jetzt wohl noch Rücksicht zu nehmen ?! – die Ma-

gna Charta des ‚Sturm & Drang', donauartig hingeströmt, eines der merkwürdigsten Stücke deutscher Prosa : die Keime zu 300 Bänden, von denen er einst 60 hinterlassen wird, stehen auf den 72 enggeschriebenen Quartseiten jener denkwürdigen Seeträume : Herders Reisetagebuch; geschrieben größtenteils auf den Fluten der Ost= und Nordsee : er ist zu Schiff nach Nantes !"

Mißtrauisch wie immer, sichere ich mich ab, bevor ich weitermache: Zuerst google ich in Google nach „donauartig" und erhalte eine leere Treffermenge. Ich darf mich also über diese Wortschöpfung ganz und gar überrascht zeigen. (Selbst Tippfehler und dergleichen tauchen bei Google massenhaft auf, eine Leere Menge besagt also einiges.)

Als Nächstes überprüfe ich das Datum des Venus-Durchgangs, zumal in Herders Journal sowohl im julianischen als auch im gregorianischen Kalender datiert wird und deshalb manches durcheinander geraten sein könnte. Die Liste der „Durchgänge" der Venus vor der Sonne lautet:
1631 Dez. 6 / 1639 Dez. 4 / 1761 Jun. 6 / 1769 Jun. 3 / 1874 Dez. 9 / 1882 Dez. 6 / 2004 Jun. 8 / 2012 Jun. 6 / 2117 Dez. 11 / 2125 Dez. 8

Besonders berühmt in dieser Liste seltener Ereignisse wurde der Venustransit vom 3. Juni 1769 deswegen, weil hier zum ersten Mal die Sonnenparallaxe und damit die Dimensionen des Sonnensystems bestimmt werden konnten, d.h. die klassische Frage, ob die Sonne größer oder kleiner als der Peloponnes sei, eine quantitative Antwort erheischte. (Wolf, Kap. 449) – „Der wichtige Zeitpunkt, wo die Venus zum zweitenmal im gegenwärtigen Jahrhundert vor der Sonnenscheibe vorübergehen sollte, gab die Veranlassung zu Cooks erster Reise in die Südsee. Von der Beobachtung dieses Phänomens an entgegengesetzten Enden der Erde hing die Bestimmung der Sonnenparallaxe, folglich der Entfernung und Größe dieses ungeheuren Weltkörpers selbst, vorzüglich ab.", so Georg Forster. (S. 27)

Also unter einem solch gewaltigen Zeichen entstand „die Magna Charta des ‚Sturm und Drang', donauartig hingeströmt"!

Um mir diese Wortschöpfung anzueignen, neigte ich zunächst dazu, mir eine vergleichende Liste aller Flüsse auszudenken – „isarartig aufbrausend", „würmartig leisetretend" usw. – bis ich darauf kam, dass das „donauartig hingeströmt", ohne Quatsch zu werden, eigentlich nur im Gegensatz zum Rhein denkbar ist: der Rhein war schon immer ein Völker- und ganze Sprachfamilien trennender deutscher Grenzfluss[34], dagegen die Donau Völker verbindet, notfalls schmiedet. Diesen Topos hat Arno Schmidt zwar nicht erfunden, aber er hat, soweit sich das mir erschließt, einen geballten Ausdruck dafür gefunden, vielleicht auch, bei den Dichtern weiß man das nie, nur angedeutet.

Ich fragte abschließend Prof. Heidi Urbahn de Jauregui, die in Montpellier neuere deutsche Literatur lehrt, nach ihrer Interpretation:

„Was nun die Schmidtsche Wortschöpfung angeht (er hat ja die Welt mit einer Unzahl solcher Erfindungen beglückt): nein, rheinisch hingeströmt geht schon deshalb nicht, weil Vater Rhein männlich, Mütterchen Donau aber weiblichen Geschlechts ist. Weibern entströmt ja so mancherlei, nicht bloß das Gefühl. Männlich kraftvoll haut sich der Rhein seinen Weg durchs Gestein, während die schöne blaue Donau dahinfließt, auch wohl mal überläuft, nach Weiberart. Da mir das deutsche Reich südlich der Mainlinie recht fremd ist, kenne ich sie nur per Walzer – und dann in Wien und Budapest. Da fiel mir auf, daß sie, im Gegensatz zum Rhein und den meisten europäischen Strömen mit Entschiedenheit von Westen nach Osten strömt, zum Sonnenaufgang hin, dahin, wo die Slaven wohnen, die Herder so am Herzen lagen, weil er in ihnen ein ursprünglicheres Menschsein vermutete. Was ihn nicht hin-

[34] Insofern: „‚Deutsch' und ‚grob' konnte für Herder wirklich das gleiche bedeuten. ‚Deutsch' ist ursprünglich ein Schimpfwort: das war Herders Meinung in der Frühzeit wie im Alter." (Nachwort zum Journal meiner Reise, S. 238)

derte, gerade zu dem Zeitpunkt von Ost nach West zu segeln, da Schmidt ihn seine hymnische Anbetung des Originalgenies donauartig hinströmen ließ. Die Romantik wurde nicht in England erfunden. Herder ist ihr Erfinder, und der schöpfte seine Kräfte umso mehr aus dem Slavischen, je mehr er sich geographisch davon entfernte. Schmidt wird das bei seiner Erfindung kaum bewußt gewesen sein. Genies wissen eben, ohne zu wissen (und Schmidt wußte darüber hinaus eine Menge). Zu Originalgenie: sowohl Original wie Genie sind im Deutschen Neutrum, will sagen, in ihnen ist Männliches und Weibliches aufgehoben. Kann ja sein, daß dem Schmidt da in seiner Erfindung der notwendige Anteil im ansonsten männlich besetzten Kontext zupaß kam."

Literatur

Forster, Georg und Georg Christoph Lichtenberg: Cook der Entdecker, Schriften über James Cook, Leipzig 1976.

Herder, Johann Gottfried: Journal meiner Reise im Jahr 1769. Herausgegeben von Katharina Mommsen, Stuttgart 1976.

Schmidt, Arno: Dialoge 2, Bargfelder Ausgabe II/2.1, Bargfeld 1990.

Wolf, Rudolf: Handbuch der Astronomie, Zürich 1892, Nachdruck Amsterdam 1973.

Treidler ertrinken

„Treideln (oder sächs. Bomätschen) bezeichnet die Tätigkeit des Schiffziehens auf Flüssen durch Menschen, seltener durch Zugtiere oder später auch durch Lokomotiven. Dabei wurden die Schiffe in der Regel nur stromaufwärts gezogen und stromabwärts durch die Strömung und/oder den Wind getragen. Das Aufkommen der Ketten- und Dampfschifffahrt Mitte des 19. Jahrhunderts verdrängte den Berufsstand der Treidler. Die Pfade der Schiffszieher wurden Leinpfad, Treidelpfad oder (sächs.) Bomätscherpfad genannt.

Auch an der Wolga war das Treideln üblich. Dort wurde ein Treidler als Burlak bezeichnet. Der russische Maler Ilja Repin hat den Schiffsziehern mit seinem Bild „Die Wolgatreidler“ ein Denkmal gesetzt. Außerdem gibt es ein international bekanntes Lied über die Wolgatreidler (Ej, uchnem).

In Deutschland ist der Leinpfad an der Ruhr zwischen Duisburg und Witten bis heute fast vollständig erhalten. Auf ihm wurden von etwa 1770 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Kohleschiffe getreidelt, heute wird er als Freizeitweg von Fußgängern und Radfahrern genutzt.“ (Wikipedia, Herbst 2004)

Auch an der Donau wurde getreidelt. Ein mittelalterlicher Hauptumschlagplatz für das „Weiße Gold“, also Kochsalz, und anderer Güter war Passau mit seinen Flüssen Donau und Inn sowie dem „Goldenen Steig“, der ins salzarme Böhmen führte. „In Passau

gab es im 16. Jahrhundert 10 Schiffsmeister. Jeder von ihnen beschäftigte eine große Anzahl von Schiffsknechten und Gespannführern der Treidelzüge.“ (Weithmann, S. 60) „Für unseren Raum waren die Salzlager von Hallein (Fürstbistum Salzburg) und Reichenhall (Bayern) von größter Bedeutung. Über ein dichtes Geflecht von Salzstraßen wurde das lebensnotwendige Mineral in alle Winkel des Kontinents befördert. Die Kontrolle der Transportwege und der Lager-, Umschlag- und Stapelplätze sicherte Reichtum und Macht. Die größten Mengen wurden auf Salzplätten (Frachtschiffe) von bis zu 30 Tonnen Kapazität von Hallein über die Flüsse Salzach und Inn stromabwärts bis Passau verschifft. Von dort wurde ein Teil auf der Donau Richtung Regensburg getreidelt, ein anderer Teil Richtung Wien gefahren. Die überwiegende Menge aber ging nach Böhmen.“ (ebd. S. 64)

In der „Wieskirche des Gäubodens“, der Wallfahrtskirche zum Heiligen Kreuz in Loh, hängt eine „Votivtafel eines Vorreiters beim Schiffszug“[35]. Der Kirchenführer bemerkt: „Solange es die Schiffszüge gab, herrschte der Aberglaube, daß es Unglück bringt, einem ins Wasser gefallenen Schiffsknecht wieder herauszuhelfen. Wer sich nicht mit eigener Kraft ans Ufer retten konnte, mußte ertrinken. Die abgebildete Votivtafel stiftete 1776 ein Vorreiter zum Dank, daß er mit dem Leben davonkam.“ (S. 24)

Ich aber versuchte, mir genauer vorzustellen, was alles passieren konnte, wenn so ein Treidler in die Donau fiel. Die Gefahr, dass ein Ertrinkender auch seine Retter mit in den Tod riß, war sicherlich groß. Vielleicht hatte es sogar einmal einen Vorfall gegeben, wo gleich mehrere Treidler ertranken. Möglicherweise gab es deshalb sogar Vorschriften der Schiffsmeister, die strengstens untersagten, einem in den Fluß gefallenen Treidler zu helfen. Nicht Aberglaube, sondern Arbeitsvorschrift oder Arbeitsethos wäre das somit, wenigstens ursprünglich, gewesen.

[35] Um das Bild zu sehen, empfiehlt sich ein Opernglas, denn da die Kirche durch eine Alarmanlage abgesichert ist, sind manche Stellen unbegehbar.

Literatur

Die Wallfahrtskirche zum Heiligen Kreuz in Loh, hrsg. von der Kirchenverwaltung und Filialkirchenstiftung Loh, 4. Auflage, 2000.

WEITHMANN, MICHAEL W.: Kleine Passauer Stadtgeschichte, Regensburg 2004.

Die Keltenschanze außerhalb Lohs

Kommen Sie, ich zeige Ihnen, wo die Keltenschanze liegt, aber es ist ziemlich gefährlich. Es könnte sein, dass Sie mehrere Nächte nicht mehr schlafen können, vielleicht bekommen Sie später sogar Krebs. Die Schanze zu finden ist äußerst schwierig; kein Wegweiser führt hin. Sie liegt genau an der B8, zwischen Plattling und Straubing, aber man kann dort nicht parken oder entlangradeln, da wird man niedergefahren; die Laster kommen mit 150 kmh und mehr daher und werden von den PKWs dauernd überholt; keiner rechnet damit, dass da ein Hindernis sein könnte. Man muss die Feldwege kennen und dazu noch über das Feld eines Bauern gehen, und darf sich dabei nicht erwischen lassen.

Sehen Sie, genau über der Schanze verläuft die Überlandleitung, spüren Sie dieses Prickeln in der Luft? Felder sind das, elektromagnetische Felder. Und Sie fragen sich wahrscheinlich, wieso diese Überlandleitung gerade über diese Keltenschanze führt? Es könnte reiner Zufall sein, dachte ich mir anfangs auch, ist es aber nicht. Das Interessante an diesen Schanzen ist gar nicht das, was man an der Oberfläche sieht, also der Wall, der eh nur noch der kümmerliche Rest einer früher viel imposanteren Anlage ist, sondern es sind die unterirdischen Schächte, mit denen das Magnetfeld der Erde manipuliert wurde, um Energie zu gewinnen; die

Kelten erzeugten damit elektrische Funken, Blitze sozusagen, das war antike Telegrafie, schon damals „top secret“. Heute führt man diese Energie einfach dem normalen Stromnetz zu, deshalb dieser Mast mitten auf dem Schanzengelände, was doch sonst reinste Kulturschändung wäre.

Dort hinten, etwas links von der Loher Wallfahrtskirche, sehen Sie den Bogenberg, das war damals auch eine keltische Siedlung, ein Vorposten, um das Zentrum der Eisenproduktion auf dem Michelsberg zu schützen, Sie wissen schon, Kelheim, Befreiungshalle. Man muss das alles in Zusammenhängen begreifen. Eine ältere Frau aus Loh erzählte mir, dass in ihrer Kindheit 500 Meter weiter, Richtung Straßkirchen, zwischen der B8 und der Eisenbahnstrecke, ein großer Hügel war, und man sagte sich, dass zwischen ihm und der Wallfahrtskirche ein Geheimgang verlaufe. Das ist natürlich eine Legende, dürfte wortwörtlich also nicht stimmen, aber es enthält einen wahren Kern, man muss sich nur umsehen. Später, vor vielleicht vierzig Jahren, berichtigte diese Frau weiter, hätten die Bauern in einer „Nacht-und-Nebel-Aktion“ diesen Hügel einfach abgetragen; so also wird bei uns Kulturgut vernichtet, aber die unterirdischen Kräfte, die von den Keltenschanzen ausgehen, verschwinden deshalb noch lange nicht, verstehen Sie.

Zur Donau hin, das wissen Sie sicher, in Wischlburg, gibt es auch eine Wallanlage, die weltberühmte Römerschanze, unterhalb vom Gasthaus, und noch ziemlich gut erhalten. Aber dieser Wall stammt aus dem frühen 10. Jahrhundert, zur Zeit der Ungarneinfälle. Auch von den Keltenschanzen glaubte man früher, es wären die Römer gewesen. Die haben aber keine solchen Erdwälle gebaut. Ich sehe es Ihnen an, Sie glauben jetzt wohl, ich wolle Ihnen gleich einhämmern, dass diese mittelalterliche Schanze in Wirklichkeit eine keltische sei; aber ich bin doch kein Fanatiker. Man kann ziemlich eindeutig unterscheiden, ob eine Wallanlage keltisch oder mittelalterlich ist – äußerlich sind sie kaum zu unterscheiden, nicht einmal für Experten. Aber, sehen Sie doch, bei

Keltenschanzen treten Anomalien des Magnetfelds der Erde auf, die es so bei mittelalterlichen nicht gibt; das kann man messen, auspendeln, Bernstein z.B. läuft in der Nähe von Keltenschanzen leicht bläulich an. Die Schulwissenschaft wird das natürlich vehement leugnen, obwohl sie insgeheim mit Pendlern und Rutengängern, auch Schatzsuchern, zusammenarbeitet und nicht wenig dafür bezahlt.

Sie glauben mir das alles nicht? Haben Sie einen GPS-Empfänger? Dann messen Sie doch, Sie können das überprüfen. Entnehmen Sie zuerst die Koordinaten der topografischen Karte vom Bayerischen Landesvermessungsamt, „C 7142, Deggendorf“, also was hoch offizielles. Nördliche Breite, merken Sie sich das: 48 Grad 49 Minuten. Östliche Länge: 12 Grad 46 Minuten. Dann kommen Sie mit Ihrem GPS-Empfänger hierher. Wenn Sie an diesem Ort überhaupt etwas empfangen können, werden Sie feststellen, dass Ihr GPS-Empfänger scheinbar falsche Werte ausgibt, aber es sind genau diese Störungen durch die elektromagnetischen Felder, wie ich es Ihnen schon erklärte.

Der Natternberg

Meine Absicht war einmal, einen Text über die Entstehung des Gäubodens, der Donau und besonders des auffälligen Natternbergs zu schreiben, wozu ich mir ein paar geologische Bücher anschaffte. Über Jahrmillionen betrachtet, ziehen die „Hochs“ und „Tiefs“ der Geologie wie ein wildes Wettergeschehen vorbei, und ich erinnerte mich wieder an ein altes Gedicht Friedrich Rückerts:

CHIDHER

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort.
    Und aber nach fünfhundert Jahren
    Kam ich desselbigen Weg’s gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Herde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: Wie lang ist die Stadt vorbei?
Er sprach und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächst und das andere dorrt;

Das ist mein ewiger Weideort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Weg's gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Fischer warf die Netze frei,
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt ich, seit wann das Meer hier sei?
Er sprach und lachte meinem Wort:
Solang als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt man an diesem Port.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Weg's gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei?
Er sprach: Der Wald ist ein ewiger Hort;
Schon ewig wohn ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäume hier fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Weg's gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?
Sie schrien und hörten nicht mein Wort:
So ging es ewig an diesem Ort
Und wird so gehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

In meinem spannenden Text wollte ich das An- und Abschwellen der geologischen Kräfte schildern, z.B. wie der Bayerische Wald

pulsierte und wie sich später die Alpen erhoben, oder wie der Asteroiden-Einschlag vom Nördlinger Ries die Landschaft umgestaltete; und wie durch all das die Donau langsam zu dem wurde, was sie heute ist. Ich hätte aber nicht nur die wesentlichen Naturkräfte von eher nebensächlichen trefflich unterscheiden, sondern auch noch bei den wissenschaftlichen Erkenntnissen zwischen schlecht und gut gesicherten, halbwegs anerkannten und heftig umstrittenen differenzieren müssen – was sich letztlich für mich als ein aussichtsloses Unterfangen herausstellte. Launenhaft ist zwar die Natur, aber noch launenhafter der wissenschaftliche Konsens. Speziell die Plattentektonik stellte sich mir als junge, pubertierende Wissenschaft dar, in der z.B. zehn Jahre alte Texte schon wieder völlig veraltet sein oder umgekehrt gerade wieder modern werden können.

Aus meiner spannenden Story wurde also nichts. Aber zumindest meine gröbsten Erkenntnisse schienen mir wertvoll genug, in die freie Internet-Enzyklopädie „Wikipedia“ aufgenommen zu werden, und deshalb zitiere ich hiermit wenigstens die beiden Wikipedia-Einträge „Gäuboden“ und „Natternberg“ (Stand Frühling 2005):

Gäuboden

Der Gäuboden oder Dungau ist eine Region Niederbayerns mit nicht fest umrissenen geografischen und kulturellen Grenzen, die sich in einer Breite von ca. 15 km südlich der Donau und des Bayerischen Walds hinzieht, donauabwärts beginnend gegenüber Wörth an der Donau und bis nach Künzing reichend, mit Straubing als der „Gäuboden-Metropole“.

Charakterisiert ist diese Donau-Ebene durch den fruchtbaren und verhältnismäßig leicht zu bearbeitenden Lößboden, wodurch diese Kulturlandschaft auch als die „Kornkammer Bayerns“ bezeichnet wurde. Wegen des Wohlstands sprach man um 1900 auch von „Bauernkönigen“. Neben den klassischen Getreidesorten und

Kartoffeln werden auch Mais und die Zuckerrübe in dieser „Agrarsteppe“ angebaut (Zuckerrübenfabrik in Plattling).

Grundlegend für die Entstehung des Gäubodens war die Hebung der Alpen mit einer damit einhergehenden Senkung, die sich nordwärts bis zum viel älteren Bayerischen Wald erstreckte. Ein Naturdenkmal alter Erhebungen, die versanken, ist z.B. der Natternberg südlich von Deggendorf. Während der letzten Eiszeit (Würmeiszeit) wehten Stürme aus weitgehend vegetationsarmen Landschaften viel kalkhaltigen Staub in den tiefergelegenen Gäuboden, woraus sich dann der bis zu 6 Meter dicke Löß bildete. Seit ca. 5500 v. Chr. ist der Gäuboden besiedelt und landwirtschaftlich genutzt.

Wegen seiner niedrigen Lage (320 m NN) und im Norden vom Bayerischen Wald sowie im Süden vom niederbayerischen Hügelland vor heftigen Winden geschützt, hat der Gäuboden ein mildes und relativ niederschlagsarmes Klima, jedoch mit einer starken Tendenz zur Nebelbildung im Frühling und Herbst.

Da das Lößgebiet nach Regensburg beginnt und vor Vilshofen (Pleintinger Enge) endet, könnte man für den „Gäuboden“ auch diese Grenzen angeben, und man findet tatsächlich in der Literatur etwas unterschiedliche Angaben. So spricht z.B. F. J. Bronner in „Bayerisch Land und Volk“ (ca. 1900) von der „fruchtbaren Ebene, welche sich von Regensburg bis Osterhofen hinzieht“, d.h. gegenüber der heutigen Tradition wäre der Gäuboden um 10 bis 20 km donauaufwärts verschoben.

Johann Pezzl beschrieb 1784 in seiner „Reise durch den Baierschen Kreis“ den „Dungau“ als „sogenannten Tunka, in der gemeinen baierschen Landessprache, Dunkelboden. So heißt das große ununterbrochene Kornfeld, das sich aus der Gegend von Straubingen bis Regensburg hin erstreckt. Dies ist einer der ergiebigsten Striche Landes von Niederbaiern, und die Bauern auf demselben sind unter ihren Landsleuten als wohlhabende Männer allenthalben berühmt.“

Natternberg

Natternberg ist ein dörflich wirkender Stadtteil von Deggendorf, am rechten, südlichen Donauufer gelegen (während die eigentliche Stadt am linken Donauufer liegt). Die größte Attraktion Natternbergs dürfte seit der Eröffnung am 13. Dezember 2003 „Deggendorfs Traumbad“ „elypso“ sein.

Der namengebende Felshügel Natternberg (384 m NN) ragt 65 Meter aus dem Gäuboden heraus und ist in der flachen Umgebung ein auffälliges Unikum. Ursprünglich gehört der Natternberg zum Bayerischen Wald. Infolge der Hebung der Alpen sanken aber nördlich davon auch Teile des älteren Bayerischen Walds ab und der Natternberg ist noch ein Relikt dieser Absenkung, die übriggebliebene (und mittlerweile erodierte) Spitze eines früher viel größeren Bergs.

Auf dem Natternberg konnten Siedlungsspuren seit der Jungsteinzeit nachgewiesen werden. Spärliche Funde liegen aus der Römerzeit vor, jedoch wird vermutet, dass damals zumindest eine römische Wachstation existierte. Aus dem Frühmittelalter liegen Funde aus dem 9. und 10. Jahrhundert vor.

Die Geschichte der Burg von Natternberg beginnt mit dem Jahr 1145. Besitzer der Burg waren zunächst die Grafen von Bogen. Nach dem Aussterben dieses Geschlechts (1242) ging der Besitz an die Wittelsbacher über.

1430 erhielt Natternberg seine eigene Gerichtsbarkeit. Im Dreißigjährigen Krieg sowie im Österreichischen Erbfolgekrieg wurde die Burg stark zerstört. 1802 wurde der Berg vom Bayerischen Staat verkauft. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg war die Burg wieder bewohnt und ihr letzter Bewohner baute sogar Wein an („Natternberger Teufelskralle“). Berg und Burgruine sind heute frei begehbar und liegen am Radwanderweg Via Danubia.

Etymologisch wird „Natternberg“ gerne mit den vielen Schlangen in Verbindung gebracht, die hier ihr Unwesen treiben sollen.

Wilhelm Fink vermutet jedoch, dass sich der Name aus der Römerzeit ableitet, nämlich aus dem Lateinischen „nautaris“ (Schiffer bzw. Schifferberg). Der Natternberg wäre demnach ein markanter Orientierungspunkt für die damalige Donauschifffahrt gewesen, und erst im Laufe späterer Jahrhunderte hätte sich dann die Assoziation mit den Schlangen entwickelt.

Der Sage nach wollte der Teufel einst mit einem riesigen Felsen die Donau stauen und dadurch Deggendorf ersäufen. Als der heranfliegende Teufel jedoch die Glocken vom nahegelegenen Kloster Metten hörte, habe er vor Schreck den Felsen kurz vor der Donau fallen lassen.

Eine andere Sage bildet sich um den Grafen und die Gräfin von Natternberg. Diese sollen während ihrer Jagden die Felder der Umgebung böse verwüstet haben und zur Strafe würden sie noch heute ruhlos herumgeistern.

Eine weitere Sage berichtet, dass Karl der Große im Jahr 791 bei seinem Zug gegen die Avaren eine Donau-Brücke zwischen Metten und dem vor dem Natternberg liegenden „Mettenufer“ bauen ließ. Diese Brücke müsste ziemlich genau an der heutigen Stelle der Autobahnbrücke der A3 gelegen haben.

Literatur

Rutte, Erwin: Rhein - Main - Donau. Eine geologische Geschichte, Sigmaringen 1987.

Scherf, Gertrud (Hrsg.): Teufel, Pest und Wassernix. Sagen von der bayerischen Donau, Verlag Josef Duschl 2001.

Vogel, Dieter (Hrsg.): Der Gäuboden. Heimatbuch, Vilsbiburg 1996.

Einige Aspekte seit 1815

Am 5. April 1815 begannen die gewaltigen Ausbrüche des Vulkans Mount Tambora, der sich im Norden der zu Indonesien gehörenden Insel Sumbawa, auf der Halbinsel Sanggar, befindet. Sumatra, Java, Bali, Lombok, Sumbawa, Sumba und Flores, Timor – lautet die Kette dieser Inseln, darüber Borneo und Sulawesi (Celebes). Es handelte sich um einen der größten Vulkanausbrüche der letzten Jahrtausende, in dem etwa fünf- bis zehnmal mehr vulkanisches Material in die Erdatmosphäre ausgeworfen wurde als beim bekannteren Ausbruch des Krakatau im Jahr 1883, begleitet von Erdbeben und weithin hörbaren Detonationen sowie einigen zehntausend Toten in der näheren Umgebung. 1816 wurde zum „Jahr ohne Sommer" und in manchen Regionen kam es in diesem und im folgenden Jahr zu Hungersnöten infolge von Missernten und fehlenden Saatguts, speziell auch in Süddeutschland. Da vergleichsweise gut dokumentierte historische Überlieferungen von den damaligen Ereignissen vorliegen, eignet sich der Ausbruch von 1815 speziell dafür, die ökologischen und soziologischen Wirkungen früherer Ausbrüche, die schlechter überliefert sind, besser einzuschätzen. Halten wir aber gleich fest, dass die Jahrringe von Bäumen, die gemeinhin als Klimaindikatoren gelten, für 1815 und die folgenden Jahre keine besonderen globalen Merkmale aufweisen, ganz anders als etwa beim „Jahr-540-Ereignis". (vgl. Krojer, S. 449; Baillie S. 106)

Was war genau geschehen?

Im September 1815 fasste Sir Thomas Stamford Raffles, der spätere Begründer von Singapur, die ersten Erkenntnisse über den Vulkanausbruch in einem Bericht für die Naturhistorische Gesellschaft von Batavia zusammen, der wiederum in Charles Lyells Buch „Principles of Geology" einging:

„Im April 1815 ereignete sich in der Provinz Tomboro [Tambora], auf der Insel Sumbawa einer der schlimmsten Vulkanausbrüche, die in der Geschichte registriert wurden. ... In der Provinz Tomboro überlebten aus einer Bevölkerung von 12000 nur 26 Personen. Heftige Wirbelwinde trugen Menschen, Pferde, Rinder und manch anderes, das in ihren Bannkreis kam, in die Höhe empor, rissen die größten Bäume aus und bedeckten das gesamte Meer mit Treibholz. Große Teile Land waren von Lava [pyroklastischen Strömen] bedeckt, mehrere Ströme davon, die aus dem Krater des Mount Tombora kamen, flossen bis zum Meer. ... Die treibenden Vulkanaschen bildeten an der Westseite von Sumbawa, am 12. April, eine etwa 60 Zentimeter dicke Schicht, mehrere Kilometer in Ausdehnung, durch die die Schiffe ihren Weg sich kaum bahnen konnten.

Die von den Aschen auf Java verursachte Dunkelheit war selbst tagsüber derart, daß man zuvor, selbst in dunkelster Nacht, noch niemals etwas Ähnliches erlebt hatte." (zit. n. Boer/Sanders, S. 128)

Im Jahr 1847 bestieg der Schweizer Lehrer und Botaniker Heinrich Zollinger (1818-1859)[36] den Tambora und veröffentlichte unter anderem 1855 im Verlag Wurster & Co (Winterthur) das Buch „Besteigung des Vulkanes Tambora auf der Insel Sumbawa und Schilderung der Eruption desselben im Jahr 1815". – In den Jahren 1911 bis 1913 führte J. J. Pannekoek van Rheden geologische

[36] „Zollinger kann als Pionier der botanischen Erforschung von Indonesien gelten, viele Pflanzen tragen seinen Namen als Entdecker, die Einteilung und der Name des zurzeit erscheinenden Monumentalwerkes der ‚Flora Malesiana' gehen auf Zollinger zurück." (http://www.ngzh.ch/Neuj1984.html)

Studien in Sumbawa durch, die 1918 als „Notizen" in der Zeitschrift für Vulkanologie zusammengefasst wurden, die mir vorliegen. Pannekoek van Rheden schreibt, dass schon zu seiner Zeit die „beiden Publikationen [Zollingers] ziemlich selten geworden sind" und dass er deswegen „zur Bequemlichkeit des Lesers die wichtigsten Abschnitte" einfüge. Ich zitiere also im Folgenden Zollinger nach Pannekoek van Rheden (S. 148 f.):

„Der Berg Tambora war vor dem Jahr 1815 ein Kegelberg und zwar offenbar der höchste des bekannten Teiles des indischen Archipels, wie ich gleich nachweisen werde. ... Niemand wußte, daß der Tambora ein Vulkan war, da er seit undenklichen Zeiten nie ein Zeichen innerer Thätigkeit, also noch weniger von äußerer gezeigt hatte, weder Asche noch Lava ausgeworfen und auch durch Geräusch nicht verrathen, daß er ein Herd unterirdischen Feuers sei. ... Wenn man die frühere Höhe des Tambora berechnen will, muß man nicht aus dem Auge verlieren, daß er zwei Gipfel hatte, sonst würde man für einen einzigen die außerordentliche Höhe von 16,000 Fuß erhalten. Meine Schätzung stimmt überein mit derjenigen der ältesten Bürger von Bima und anderer alten Leute des Landes, die behaupteten, daß der Berg mehr als ein Dritteil von seiner Höhe verloren habe." (Er war vorher circa 4200 Meter hoch, also ein paar hundert Meter höher als der Teide auf Teneriffa, danach nur noch 2800.)

„Einige Zeit vor dem Ausbruche – die Einwohner sagen, mehr als drei Jahre zuvor – fing sich an über dem Gipfel eine dichte Wolke zu zeigen, die selbst vom stärksten Winde nicht mehr vertrieben wurde, stets dichter und dunkler ward und je länger, je tiefer sich senkte. Zuweilen hörte man im Innern des Berges donnern, erst selten und dumpf, dann immer häufiger und deutlicher und endlich unausgesetzt und unheilverkündend."

„Der Ausbruch des Gunong Tambora erschütterte jene Gegenden der Erde so gewaltig, daß die Wirkung davon im ganzen Umkreise

der Molukken sowohl, als in dem nähern Java, den Inseln Celebes, Sumatra und Borneo, folglich in einem Umkreise von mehr als tausend geographischen Meilen gefühlt wurde. Auf allen diesen Inseln spürte man die Explosion durch eine wiederholte zitternde Bewegung des Bodens sowohl, als durch den entsetzlichen Wiederhall des unterirdischen Krachens und Donnerns.“

„Man kann noch gegenwärtig [1847] zu Sanggar drei verschiedene Lagen der ausgeworfenen Stoffe unterscheiden. Die unterste besteht aus feiner Asche und scheint ein Teil der Auswürflinge [zu sein,] die vom 5. bis 10. April fielen.[37] Die zweite Lage besteht aus Steinen (Lapillli), die um so größer sind, je tiefer sie liegen. Diese Steine sind vermuthlich in der Nacht des 10. gefallen, nachdem kurz zuvor der Gipfel des Berges eingestürzt war. Die oberste Lage besteht aus grobem Sand, aus dem vielleicht der Regen im Verlauf der Zeit die feinsten Körner ausgespült hat. Es mag dies der Teil sein, der vom 11. bis zum 14. April ausgeworfen wurde. Die eigentliche Asche dagegen, die später aufstieg und sehr fein und leicht war, ist durch den Wind auf weitere Entfernungen getragen worden.“

Soweit Zollinger (nach Pannekoek van Rheden). Was geschah nach dem Ausbruch des Tambora?

Am 18. Juni 1815 verlor Napoleon die Schlacht bei Waterloo (er wurde am 15. Juli 1815 nach St. Helena gebracht), und der Wiener Kongress konnte nach den „Hundert Tagen“ weiter über die Neuordnung Europas beraten.

Alexander von Humboldt berichtet in „Kosmos“ über eine seltsame Mondfinsternis im Folgejahr: „Bei den Mondfinsternissen verschwindet der Mond in überaus seltenen Fällen gänzlich; so ver-

[37] Der unvollständig wirkende Satz steht so bei Pannekoek van Rheden (S. 170) und wurde von mir in eckigen Klammern ergänzt; ebenso steht „Lapillli“ mit drei „l“ hintereinander im nächsten Satz bei Pannekoek van Rheden; die Einfügung „[1847]“ stammt ebenfalls nicht von mir.

schwand er nach Keplers frühester Beobachtung am 9. Dezember 1601, und in neuester Zeit, ohne selbst durch Fernröhren aufgefunden zu werden, am 10. Juni 1816 zu London. Ein eigener, nicht genugsam ergründeter Diaphanitätszustand[38] einzelner Schichten unserer Atmosphäre muß die Ursache dieser so seltenen als sonderbaren Erscheinung sein.“ (zit. n. Krojer, S. 86)

1816 wurde zum „Jahr ohne Sommer“: „In ganz Europa waren die Sommer der Jahre 1816 und 1817 kalt und feucht. In vielen Gegenden fiel Schnee, in Ungarn war er braun gefärbt, dunkel von dem Vulkanstaub in der Atmosphäre. Bis hinab an die Spitze des italienischen Stiefels fiel Schnee von gelblicher und rötlicher Farbe. Überall versiegten die Ernten. Die Schweiz, Süddeutschland, Österreich und das alpenländische Frankreich litten am meisten.“ (Boer/Sanders, S. 131) – „Mit Not und Hunger ging das Jahr 1816 zu Ende, und das Jahr 1817 begann ohne ausreichende Getreidevorräte. Am 1. Februar 1817 verlangte *das Königliche General Commissariat des Mainkreises* Auskunft, ob für die Armen der Städte Neustadt an der Waldnaab und Weiden *Rumfordische Suppen-Anstalten* eingerichtet wurden. ... Wegen Mangel an Samgetreide waren im Juni 1817 viele Felder unbestellt.“ (Krauß, S. 36)

Der Sommer 1816 wurde zur Geburtsstunde des Frankenstein-Mythos. Mary Shelley, die Verfasserin von „Frankenstein oder Der moderne Prometheus“, berichtet über die Entstehung ihres Romans: „Im Sommer fuhren wir in die Schweiz und wurden hier Lord Byrons Nachbarn. Zuerst verbrachten wir unsere Mußestunden am Genfersee oder wanderten am Ufer entlang ... Aber es wurde dann ein nasser, unfreundlicher Sommer, und unaufhörlicher Regen fesselte uns oft tagelang an das Haus.“ (S. 9) Zum Zeitvertreib las

[38] „Diaphanometer, Geräte zur zahlenmäßgen Bestimmung der Lichtdurchlässigkeit schwach absorbierender Medien wie Luft oder Wasser. Es dient insbesondere zur Messung der Sichtweite in der Meteorologie.“ (Franke, dtv-Lexikon der Physik)

und erzählte man sich Gespenstergeschichten und Mary hörte den stundenlangen Diskussionen zwischen ihrem Mann, Percy Bysshe Shelley, und Byron zu. „Einmal behandelten sie verschiedene philosophische Lehren, darunter das Wesen des Lebensprinzips: ob es wahrscheinlich sei, daß es jemals entdeckt und beschrieben werden würde. Sie diskutierten über Dr. Darwins[39] Experimente (...), der in einem Glaskästchen ein Stück von einem Wurm aufbewahrte, bis es sich durch irgendein außergewöhnliches Mittel willkürlich bewegte“ und auch über die damaligen galvanischen Experimente mit abgestorbenem organischen Material. (S. 13) – „Dann aber wurde das Wetter plötzlich schön, und meine beiden Freunde unternahmen eine Bergwanderung und vergaßen in der großartigen Alpenwelt alle ihre Gespenstervisionen. Die vorliegende Geschichte ist als einzige vollendet worden.“ (S. 20)

Vom August 1815 bis Oktober 1818 nahm der „Naturforscher und Schriftsteller“ Adelbert von Chamisso , Verfasser des „Peter Schlemihl“, an einer Weltumsegelung teil und schrieb darüber die „Reise um die Welt, mit der Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition in den Jahren 1815-18 auf der Brigg Rurik, Kapitän Otto v. Kotzebue“, davon der I. Teil, das Tagebuch, mir vorliegt. Hauptzweck dieser russischen Expedition war die weitere Erkundung der „Nordost-Passage“, d.h. die Wege zu finden vom Weißen Meer – letztlich von der Ostsee –, über das Nordpolarmeer, durch die Meerenge zwischen Sibirien und Alaska zum Pazifik: als eine Fortsetzung der Großen Nordischen Expedition von 1733, die von Peter dem Großen initiiert und vom „Columbus des Zaren“, Vitus Bering, geleitet wurde.

Ende Oktober 1815 erreichten sie, von der Südküste Englands kommend, Teneriffa. „Am 23. November 1815 abends um 8 Uhr durchkreuzten wir zum ersten Mal den Äquator.“ (S. 613) Im Dezember 1815 kamen sie nach Brasilien. Am 22. Januar 1815 umse-

[39] Erasmus Darwin, der Großvater von Charles Darwin.

gelten sie Kap Horn, die Südspitze Amerikas und gelangten nach Chile. Am 8. März 1816 begann die eigentliche Entdeckungsreise der Rurik, sie verließen Chile bzw. Concepcion, machten sich auf den schnellsten Weg quer über die Südsee nach Kamtschatka, sahen am 18. Juni die ostsibirische Halbinsel zum ersten Mal und Chamisso bemerkt: „Am 18. Juni noch so viel Schnee!“ (S. 647)[40] Und für den 13. Juli 1816 schreibt Chamisso: „... da in diesem Jahre der Winter nicht weichen zu wollen schien. Schnee lag noch um St. Peter und Paul, als wir ankamen, und jetzt erst begann der Frühling zu blühen.“ (S. 650)

Im Juli 1816 bricht die Rurik von Kamtschatka weiter nach Norden auf und erkundet die Aleuten und die „Beeringsstraße“. Im September 1816 ging es dann wieder Richtung Süden, Kalifornien. Am 2. Oktober 1816 treffen sie in San Francisco ein, das sie am 1. November wieder verlassen, um zu ihrem Winterquartier in den „Sandwich-Inseln“, wie damals die Inselgruppe von Hawaii bezeichnet wurde, zu gelangen. Schon am 14. Dezember brach man dann wieder Richtung Norden auf, damit im Frühling 1817 gleich der hohe Norden erforscht werden konnte. Am 18. April sehen sie wieder die Aleuten. Chamisso schreibt nun: „Der vergangene Winter hatte sich vor andern ausgezeichnet durch die außerordentliche Menge des Schnees, der gefallen war. Noch lag er tief auf den Abhängen; noch war die Natur nicht erwacht, noch blühte keine Pflanze, als die Rauschbeere (Empetrum nigrum) mit win-

[40] „Die Halbinsel Kamtschatka hat einen Ueberfluß an den besten wilden Thieren zum Pelzwerk, besonders aber an den theuresten Füchsen und Zobeln. Um die Ostrogs (mit Pallisaden umgebene Oerter) des oberen und niederen Kamtschatka, sind Stellen, wo Getraide und Hülsenfrüchte wachsen. In Kamtschatka findet man drey feuerspeyende Berge, von denen der höchste der Brennende (Gorelka) die andern aber, als der Toboltschinskische und Awatschinskische, Trichter (Schlünde) genannt werden. In dieser Halbinsel, so wie auch um den Baikal und die altaischen Gebirge, spühret man häufig heftige Erderschütterungen. ... Die Anzahl der Einwohner beyderley Geschlechts in dieser Statthalterschaft, beläuft sich auf 375 150 Seelen.“ (Pleschtschejew, S. 188 f.)

terlichen, dunklen, fast purpurnen Blättern. Gegen die Mitte Mai zog sich der Schnee allmählig auf die Hügel zurück. Gegen den 24. lockte die Sonne die ersten Blumen hervor, die Anemonen, die Orchideen. Gegen das Ende Mai fiel frischer Schnee, der sich einige Zeit auf den Bergen erhielt, und es fror zu Nacht. Mit dem Juni begann die Blütezeit." (S. 749) – Nun passiert Folgendes: der Kapitän fühlt sich sehr krank, die Beringsee ist noch mit Eis bedeckt, es ist kühl – und der Kapitän erklärt am 12. Juli 1817 die Entdeckungsfahrt für beendet. Chamisso zitiert einen „befugten Richter" und schließt sich ihm an: „Wir haben wenig mehr zu sagen von dieser erfolglosen Reise; aber es scheint kaum zu rechtfertigen, sie unter den erwähnten Umständen plötzlich aufgegeben zu haben. Es würde in England nicht geduldet werden, daß die schlechte Gesundheit des kommandierenden Offiziers vorgeschützt werde als ein Grund ein wichtiges Unternehmen aufzugeben, so lange sich noch ein anderer Offizier an Bord befände, der im Stande wäre das Kommando zu übernehmen." (S. 759)

Das Ziel war nun, schnell nach Süden zu gelangen, nach Hawaii, und von dort aus Richtung Indische Ozean und Afrika zu segeln. Im Dezember 1817 erreichen sie Manila auf den Philippinen, das sie am 29. Januar 1818 verlassen. Sie gelangen im Februar 1818 in die Java-See, ankern in Sumatra, durchfahren die Sundastraße (zwischen Java und Sumatra) und Chamisso berichtet ganz nebenbei von einer „Insel Krokotoa" (S. 808). Ende März 1818 erreichen sie das Kap der Guten Hoffnung, am 24. April 1818 „hatten wir Ansicht von St. Helena", im Juni erreichen sie die Azoren und am 16. Juni 1818 waren sie wieder in Portsmouth.

Da gibt es also eine Weltumsegelung genau zur Zeit des Tambora-Ausbruchs, und alles was ein Chamisso dazu schreibt, der doch das Wetter, die Gestirne und die Länder akurat beobachtete, wo man bei den Landaufenthalten auch auf Missernten und Hungersnöte zu sprechen kommen könnte, was er und die übrige Besatzung bemerkten bzw. was man heute überhaupt herauslesen kann, sind die

langen Winter 1816 auf Kamtschatka und 1817 auf den Aleuten; nicht einmal der Ausbruch des Tambora wird erwähnt, obwohl sie durch die Java-See segelten. – Dieses Bild wird speziell durch die Dendrochronologie bestätigt, wo für den Ausbruch des Tambora auch kein globaler Klimaeffekt bei den Bäumen zu bemerken ist, wie ich eingangs schon erwähnte.

Andererseits soll es sich bei „Tambora 1815“ laut Boer/Sanders um den größten Vulkanausbrauch in der Menschheitsgeschichte handeln, wenn man vom Ausbruch des Toba (Sumatra) vor ca. 70000 Jahren einmal absieht. Auf Seite 29 wird der „VEI“ (Vulkanischer Explosivitätsindex) für einige der größten Eruptionen angegeben. Demnach wären die allergrößten Eruptionen gewesen:

Vulkan	Jahr	Intensität	VEI
Mt.St.Helens	1980	sehr groß	5
Vesuv	79	riesig	6
Thera	-1620 (ca.)	riesig	6
Krakatau	1883	riesig	6
Tambora	1815	kolossal	7

Ich bezweifle hiermit, angesichts der Bäume und Chamisso, diese Einstufung des Tambora, und setze an, dass dieser vielleicht nur die Intensität des Krakatau gehabt haben könnte. Ich habe mir zur Kontrolle noch den 2. Teil von Chamissos „Reise um die Welt“ besorgt, der 1835 als Zusammenfassung und Überblick der bereisten Gegenden fertig gestellt wurde (somit eigentlich vor dem 1. Teil, dem Tagebuch, gelesen werden sollte). Aber auch im 2. Teil findet sich kein Hinweis auf eine globale Verschlechterung des Klimas und der Ernährungslage; es wirkt sogar wieder seltsam, dass Chamisso, obwohl er immer wieder auf Vulkanausbrüche, Erdbeben und neugebildete Inseln zu sprechen kommt und auch die Sunda-Inseln gelegentlich erwähnt, den Tambora weiterhin nicht zu kennen scheint. Falls man darauf besteht, dass der Tambora weitaus mehr Material in die Atmosphäre pustete als der Krakatau, dann

wären Vulkanausbrüche mit einem VEI 7 gar nicht so katastrophal, könnte also gefolgert werden. Da aber Boer/Sanders auf S. 126 (im Kapitel über den Tambora) eingestehen: „Die tatsächliche Menge an Auswurfstoffen zu bestimmen ist indes schwierig.“– sollte vielleicht eher die Auswurfsmenge beim Tambora herabgesetzt und das Ereignis zu einem „VEI 6“ degradiert werden.

In Arno Schmidts Dialog „Krakatau“ steht: „Um 10 Uhr 2 Minuten also, am 27. August 1883, erfolgte jenes Ereignis, jene Katastrofe größten Ausmaßes, von der die von Menschen niedergeschriebene Geschichte weiß – das einzige bisher bekannte, *globale* Geschehnis, das der gesamte Erdball verspürte.“ (S. 91) Doch lässt Schmidt abschließend fragen, ob der Krakatau vielleicht doch nicht so einzigartig in der Weltgeschichte dastehe und vergleicht ihn mit dem Ausbruch des Laki alias „Skaptar Jökull“ vom Mai/Juni 1783 in Island, während der Tambora noch außerhalb seiner dichterischen Horizonte liegt – in Volker Brauns Erzählung „Der berüchtigte Christian Sporn“, 2004 erschienen, kommt endlich auch der Tambora vor, allerdings „in Java“.

Auch Boer/Sanders Buch ist keine vollständige und abgewogene Analyse der „großen Vulkanausbrüche der Menschheitsgeschichte und ihre Folgen“ gelungen. Es fehlt bei Ihnen der Ausbruch des Taupo in Neuseeland, der wahrscheinlich 181 n. Chr. stattgefunden hat und ähnlich gewaltig wie der Tambora gewesen sein soll. Es fehlt auch eine Auseinandersetzung mit den Ereignissen um das Jahr 540. Nach David Keys wären bis zum Ausbruch im Jahr 535 n. Chr. Sumatra und Java eine zusammenhängende Insel gewesen; durch eine Folge riesiger Vulkanausbrüche wäre dann die Insel geteilt worden und die heutige „Sunda-Straße“ entstanden. Die Dendrochronologie weiß hier immerhin um einen globalen Klimaschock, und wenn ein Vulkanausbruch (und kein Kometeneinschlag, wie Baillie vermutet) die Ursache dafür gewesen wäre, dann müsste man wahrscheinlich einen VEI von 7 bis 8 annehmen. Im Vergleich dazu halte ich die derzeitigen Einschätzungen

über die Gewalt des Tambora-Ausbruchs von 1815 für eine etwas übertriebene Mode, die zum 200-jährigen Jubiläum vielleicht erneut aufflammen wird.

Nun zu lokalen Einzelheiten in Süddeutschland, speziell zum 1985 erschienen Buch „Die Hungerjahre 1816/17 auf der Alb und an der Donau“, herausgegeben von der „Arbeitsgemeinschaft der Heimatmuseen im Alb-Donau-Kreis mit Unterstützung des Alb-Donau-Kreises“. Die Schwäbische Alb ist damit gemeint und die Donau um Ulm herum. Der Tambora kommt in diesem Buch nicht vor. Das ist durchaus vorteilhaft: es wird nicht versucht, die Hungersnot in Süddeutschland und dem Alpengebiet ausschließlich auf den Vulkanausbruch und eine globale Klimakatastrophe zurückzuführen. Einer der Autoren, Hermann Eiselen, schreibt: „Diese Hungersnot, die eigentlich schon einige Jahre früher, nämlich 1811 begann und 1816/17 ihren traurigen Höhepunkt erreichte, ist eine der größten und schwersten der Neuzeit gewesen.“ (S. 9) Weiter: „Die herrschenden Fürsten – Großherzog Karl von Baden (1811-18) und Herzog Friedrich von Württemberg (1797-1806, danach König bis 1816) – hatten weder Verständnis für die Nöte ihrer Untertanen noch die Bereitschaft, ihnen zu helfen. Und die Behörden waren zu unbeweglich und standen der sich zwischen 1805 und 1816 laufend verschlechternden Lage weitgehend hilflos gegenüber. Die Bevölkerung war damals noch unfähig, sich zu artikulieren. Der Landtag war nicht mehr als ein Debattierclub. Macht hatte er nicht. Und der erste Kritiker des Württembergischen Königshauses und der Verwaltung, Friedrich List, der ab 1816 energisch auf die Mißstände im Land aufmerksam machte und Maßnahmen zur Abhilfe vorschlug, machte sich dadurch mißliebig, mußte 1825 auf das württembergische Bürgerrecht verzichten und in die USA auswandern.“ (ebd., S. 10) – Ich muss dabei auch an unsern Schikaneder in Wien denken, dem die Geld-Abwertung von 1811 den letzten Rest gegeben hatte, wie ich schon einmal schrieb.

In dem Buch werden auch verschiedene Chroniken der da-

maligen Zeit wiedergegeben, darunter die gern zitierte „Laichinger Hungerchronik“: „Ein namentlich nicht bekannter Laichinger Bürger hat uns eine beeindruckende Schilderung der Teuerungs- und Hungerjahre 1816 und 1817 hinterlassen. Diese ‚Laichinger Hungerchronik‘ hat der aus Laichingen gebürtige Kirchheimer Seminarlehrer und Schriftsteller C. A. Schnerring kurz vor dem Ersten Weltkrieg gefunden und 1916 erstmals daraus Auszüge in den ‚Blättern des Schwäbischen Albvereins‘ veröffentlicht. ... Den Hungerjahren und der ‚Laichinger Hungerchronik‘ war in der Gemeinschaftsausstellung der Arbeitsgemeinschaft der Heimatmuseen im Alb-Donau-Kreis, die unter dem Thema ‚Der Albbauer und das tägliche Brot‘ im September 1984 im Laichinger Heimatmuseum gezeigt wurde, eine eigene Ausstellungseinheit gewidmet.“ (Einführung, S. 5, Ulrich Köpf)

Beim Lesen der „Laichinger Hungerchronik“ entsteht der zwingende Eindruck, dass es neben dem vielen schlechten Wetter der vorherigen Jahre und den Nachbeben der Französischen Revolution noch einen dritten Faktor für die Hungersnot von 1816/17 gab: die „Kornjuden“. Man liest z.B.: „Ietz sieht man die Kornjuden schon ein paar Wochen nimmer im Flecken, soll auch vom Amt untersagt sein und angezeigt werden, wenn sich einer sehen läßt. Haben aber ihre Schmuhßer an der Hand, welche für sie umgehen in den Flecken. Sollten die doch viel mehr gestraft werden; aber die Katz läßt das Mausen nicht, heißt es da, finden allemal wieder ein Hintertürle, wo sie hinein- und herausschlüpfen.“ (S. 39)

Im Mai 1987 konnte die „Laichinger Hungerchronik“ vom „Münsinger Stadtarchivar mit Zeitvertrag“ Günter Randecker als „antijüdische Fälschung“ (Randecker, S. 76) entlarvt werden, „dem antisemitischen und antijudaischen Ungeist entsprungen, der sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts breitgemacht hatte“. (S. 80)

„Ich habe diese ‚Chronik‘ zunächst aufgrund einer textkritischen Analyse als Fälschung entlarvt. Am 13. Mai 1987 hatte ich

auch den Beweis in der Hand, die ‚handschriftlichen Aufzeichnungen‘ im Original, nicht auf 40 Blättern, sondern auf 40 Seiten. Und je mehr ich mich in diese Chronik und ihr Umfeld eingearbeitet hatte, um so stärker drängte sich mir der Verdacht auf, daß der Lehrer Schnerring hier nicht ein ‚intellektuelles Spiel‘ trieb (er wollte eigentlich gar nicht fälschen, sagen jetzt einige ‚Experten‘), sondern sich durchaus bewußt war, wie sehr man mit solchen (gefälschten) Dokumenten die Öffentlichkeit beeinflussen konnte.“ (ebd.)

Kornhandel, so Randecker, trieben die „Kornjuden“ damals ohnehin nicht:
„1816/17 waren die Juden von Buttenhausen also arm, rechtschaffen arm, sie trieben, da sie laut Judenschutzbrief von 1787 kein Land besitzen durften, den Wanderhandel, nicht mit Getreide, sondern mit Kurzwaren, Haushaltsgegenständen. Ab 1848, als die Juden mehr Rechte und daher auch größere Handlungsfreiheit erlangten, kamen sie auch in Buttenhausen zu größerem Wohlstand und erbrachten lange Jahre 70 Prozent der Steuerkraft.
Die Reichen nagten keineswegs wie die Armen jeder Zeit am Hungertuch. Bäckermeister und Lammwirt Jacob Frank, Bäcker Andreas Mangold oder Bauer Andreas Wagner, die zu den Begüterten Laichingens gehörten, zogen durchaus Vorteile aus dem Getreide- und Brothandel.“ (ebd., S. 78)

Auch gegen das große finnische Epos „Kalevala“ des Elias Lönnrot wurden schon schwere Fälschungsvorwürfe laut. Sie richten sich gegen die Zusammenstellung des Materials oder bezweifeln, dass hier „noch Vorstellungen und Mythen faßbar [werden], die anderswo längst verschüttet“ sind. (Kalevala, S. 1) – Schnerrings Fälschung hingegen, wenn ich Randecker richtig verstehe, ist eine offensichtliche und beabsichtigte; sie hat keine andere historische Grundlage als die des zur Macht drängenden politischen Antisemitismus und wurde selbst von der seriösen Forschung lange Zeit als eine Primärquelle für die Hungerjahre 1815/16 angesehen.

Waren die Hungerjahre in Süddeutschland generell so fürchterlich? Herrschte der große Mangel in allen Regionen, nicht nur in der Alb und in der Oberpfalz? – Sehr seltsam: Mitten im Gäuboden wurde vom 30. Juni bis 8. Juli 1816 die 700-Jahr-Feier der Wallfahrt am Bogenberg nachgeholt, und zwar mit dieser Begründung: „Die siebenhundertjährige Feier des berühmten Wallfahrtsortes Bogenberg hätte eigentlich dem Jahre 1804 angehört; allein das Getöse des Krieges und der Jammer des allgemeinen Druckes verdrängte die sanften Empfindungen der Frömmigkeit. Nun hat sich Gottes segensvoller Friede wieder unter uns gelagert, frohe Hoffnungen beleben unsere Herzen, und die verschlossenen Gefühle lösen sich auf in laute Jubel-Lieder, in welche der Beifall der geistlichen und weltlichen Obrigkeit einstimmt – August Kiefl, Stadtprediger zu Landshut.“ (zit. n. Bleibrunner, S. 112) Das steht in einer Broschüre, die nach diesem Jubiläum herausgegeben wurde, vielleicht im August 1816.

Es könnte sein, dass die Folgen des schlechten Wetters erst im Herbst und Winter 1816 spürbar wurden und diese Jubelfeier mitten im „Jahr ohne Sommer“ sich letztlich als trügerisch erwiesen hätte. Möglich wäre aber auch, dass selbst die süddeutschen Regionen unterschiedlich vom schlechten Wetter betroffen waren. Nach den napoleonischen Kriegen dürften es vor allem auch die ohnehin schon Verarmten gewesen sein, die der Mangel der Jahre 1816/17 nochmals vermehrt traf. Selbst bezogen auf das kleine Süddeutschland würde sich wieder ein sehr differenziertes Bild ergeben, ähnlich dem globalen des Weltreisenden Chamisso, in dem die Folgen des Tambora-Ausbruchs zwar sichtbar sind, aber durchaus nicht in dem gravierenden Maße, wie dies jüngst Boer/Sanders – fast möchte ich es sagen – herbeizureden versuchen.

Literatur

Bleibrunner, Hans: Unsere Liebe Frau vom Bogenberg, Bogen 1975.

Arbeitsgemeinschaft der Heimatmuseen im Alb-Donau-Kreis (Hrsg.): Die Hungerjahre 1816/17 auf der Alb und an der Donau, Ulm 1985.

Baillie, M. G. L.: A slice through time. Dendrochronology and precision dating, London 1995.

Boer, Jelle Zeilinga de und Donald Theodore Sanders: Das Jahr ohne Sommer. Die großen Vulkanausbrüche der Menschheitsgeschichte und ihre Folgen, Essen 2004.

Braun, Volker: Der berüchtigte Christian Sporn. Zwei Erzählungen. Mit Illustrationen von Joachim John, Frankfurt am Main und Leipzig 2004.

Chamisso: Werke in einem Band. Lizenzausgabe des Winkler Verlages, München, o.J., ca. 1995 („Jubiläumsbibliothek der deutschen Literatur“). (Ich zitiere nach dieser Ausgabe.)

Chamisso: Sämtliche Werke in vier Bänden (in einem Buch). Mit einer biographischen Einleitung von Rod. Böttcher, Berlin o.J. ca. 1900. (Darin der 2. Teil von „Reise um die Welt“)

Kalevala. Das finnische Epos des Elias Lönnrot. Aus dem finnischen Urtext übertragen von Lore Fromm und Hans Fromm, München 1979.

Keys, David: Als die Sonne erlosch. Die Naturkatastrophe, die die Welt verändert hat, München 2002.

Krauss, Annemarie: Ein grausames Hungerjahr vor 180 Jahren, in: Oberpfälzer Heimat, 43. Band, 1999.

Krojer, Franz: Die Präzision der Präzession. Illigs mittelalterliche Phantomzeit aus astronomischer Sicht, München 2003.

Pannekoek van Rheden, J. J. : Geologische Notizen über die Halbinsel Sanggar, Insel Soembawa (Niederländisch-Ost-Indien), Sonderdruck aus der Zeitschrift für Vulkanologie 1918, Band IV, Berlin 1918.

Pleschtschejew, Sergei: Übersicht des Russischen Reichs nach seiner gegenwärtigen neu eingerichteten Verfassung. Aus dem Russischen übersetzt von J. M. R. Lenz, Moskau 1787, Nachdruck Hildesheim/Zürich/New York 1992.

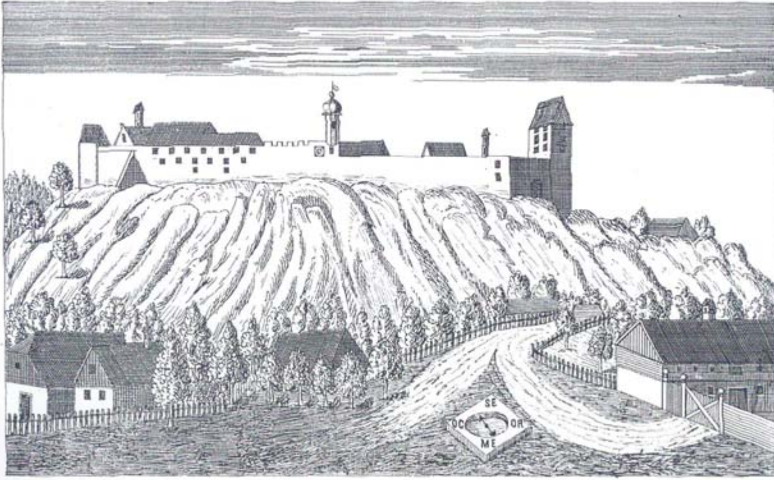
Schmidt, Arno: Dialoge 2, Bargfelder Ausgabe II/2.1, Bargfeld 1990.

Shelley, Mary: Frankenstein oder Der moderne Prometheus, Aus dem Englischen übersetzt von Ursula von Wiese, Nachwort von Fritz Güttinger, München 1993.

Shelley, Percy Bysshe: Der entfesselte Prometheus, Lyrisches Drama in vier Akten, Deutsch von Rainer Kirsch, Leipzig 1979.

Bilder und Karten

Tafel III.



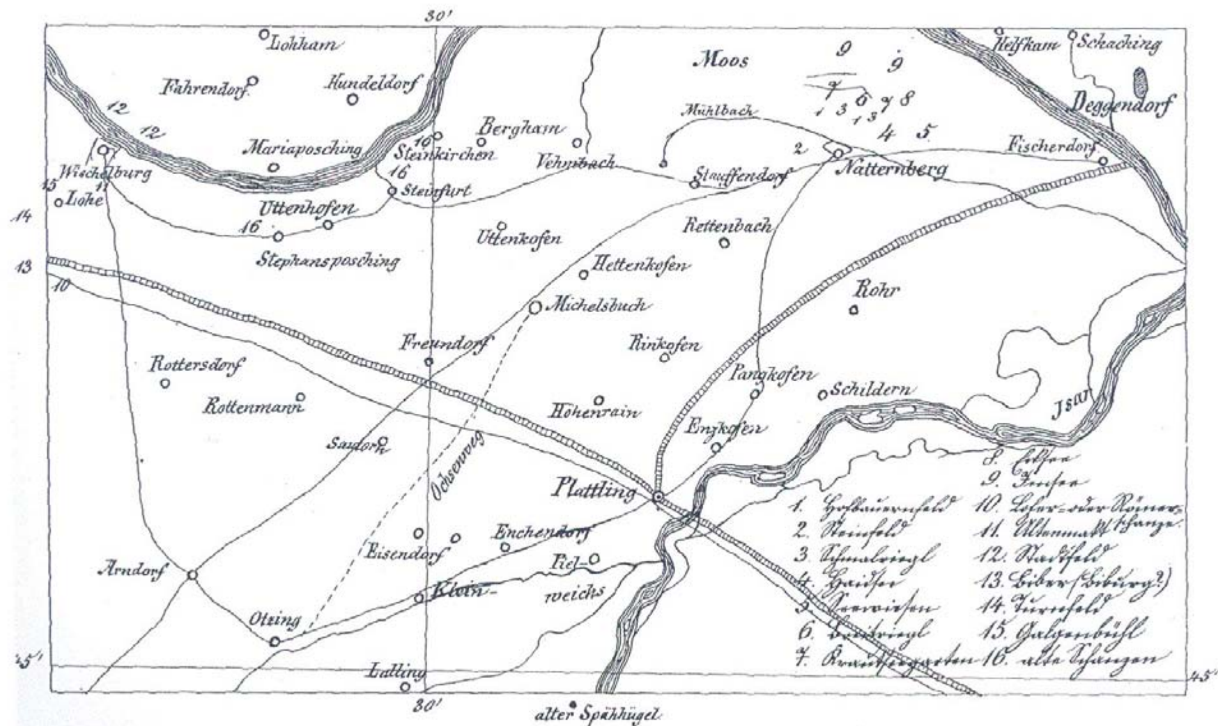
Schloß Natternberg nach Wenning 1720.

Die Abbildungen auf dieser Doppelseite sind entnommen aus:
P. Benedikt Braunmüller: Der Natternberg.
Jahresbericht über die Studien-Anstalt im
Benediktiner-Stifte Metten im Studienjahr 1871/72.

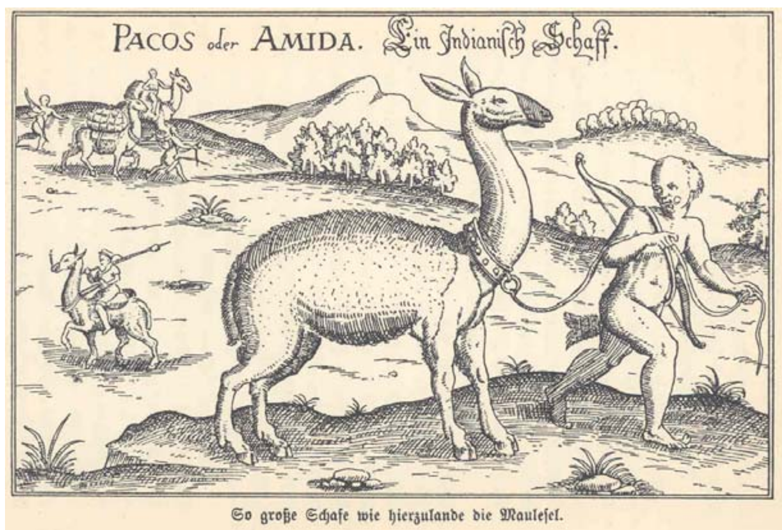
Die Karte rechts zeigt: Loh und Wischlburg mit der „Römerschanze“, Stephansposching, Natternberg, Plattling und Deggendorf, Isar und Donau.

Man sieht isaraufwärts noch nichts von der Eisenbahnstrecke Plattling-Landau-Mühldorf, sie wurde ja erst 1875 fertig. Aber man sieht die Eisenbahnstrecken Straubing-Plattling-Passau (1860) und Plattling-Deggendorf (1866). Der Sportflughafen bei Stauffendorf war noch „Moos“.

Tafel I.



30'
Lohham
Fahrendorf
Hundeldorf
Moos
Helfkam
Schaching
Deggendorf
Mühlbach
Bergham
Mariaposching
Steinkirchen
Vehnbach
Stauffendorf
Natternberg
Fischerdorf
Wischelburg
Lohe
Steinfurt
Uttenhofen
Stephansposching
Uttenkofen
Rettenbach
Hettenkofen
Rohr
Michelsbuch
Freundorf
Rinkofen
Rottersdorf
Pankofen
Schildern
Rottenmann
Hohenrain
Isar
Enzkofen
Sandorf
Ochsenweg
Plattling
Enchendorf
Eisendorf
Arndorf
Piel-
Klein-
weichs
Otzing
Lalling
30'
45'
alter Spähhügel
1. Hofbauernfeld
2. Reinfeld
3. Schmalriegl
6. Breitriegl
10. Leber- oder Römerschanze
11. Altenmarktschanze
14. Dürrefeld
15. Galgenbühl
16. alte Schanzen



So große Schafe wie hierzulande die Maulesel.

Die Abbildungen auf dieser Doppelseite sind entnommen aus:
Ulrich Schmidel: Abenteuer in Südamerika 1535 bis 1554.
Nach den Handschriften bearbeitet von Dr. Curt Cramer.
2. Auflage, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1926.

Die Karte rechts zeigt: Straubing, davor die Donau, dahinter der Bayerische Wald. Aber hallo: Straubing liegt südlich der Donau, demnach läge der Bayerische Wald noch weiter südlich, aber der liegt natürlich im Norden!

Die Kampagne, die der Straubinger Ulrich Schmidl unter dem Kommando des Pedro de Mendoza mitmachte, muss man sich übrigens hinreichend global vorstellen: „Von den 14 Schiffen, die bestimmt waren, die Teilnehmer an der Expedition nach der La-Plata-Mündung zu bringen, gehörte eins den Welsern. Auf diesem Schiff schiffte sich Schmidel mit ungefähr 80 Deutschen ein.“ (Cramer, S. 12)



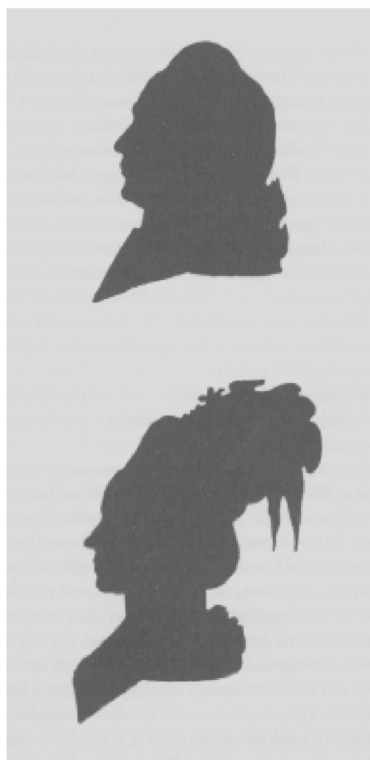
Straubing im 16. Jahrhundert.
Nach einem zeitgenössischen Stich.



„Initiiert durch die ‚Englischen Komödianten' durchzogen im 17. und 18. Jh. auch deutsche Theatergruppen das Land: Das ‚Komödiantenschiff' mit der Kautzschen Truppe auf der Donau (18. Jh.)." (Gustav Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit, „Gauner und Abenteurer".)

Rechtes Bild: Schikaneder und seine Frau Eleonore. „Der Schattenriß ist die einzige überlieferte Darstellung von Schikaneders Frau." (Honolka, S. 225; siehe S. 18)

Schikaneder war ein ziemlicher Weiberheld, auch nach seiner Hochzeit mit Eleonore am 9. Februar 1777. Von zwei Frauen am selben Tag ein Kind zu bekommen, wäre doch auch eine Art Zwillinge? Dem Schikaneder hätte das beinahe passieren können.



Index der Donaukilometer

Die Fluss- bzw. Stromkilometer der Donau werden flussaufwärts von der Mündung im Schwarzen Meer bis zur Quelle – traditionell Donaueschingen – gezählt. Ich bekam den Eindruck, dass diese Donaukilometer den Städten gleichsam anhaften, somit ziemlich statisch sind.

Was aber passiert mit solchen Markierungen, wenn sich der Lauf der Donau ändert, wenn etwa Schlingen, Mäander, durchstochen werden?

Zwar änderte auch früher die Donau ihren natürlichen Lauf, und gelegentlich griffen auch die Menschen ein, um Laufänderungen zu verhindern oder zu forcieren. Künzing z.B. liegt heute einige Kilometer südlich der Donau, aber in der Spätantike lag Quintana noch direkt am Fluss, der den Ort und das Kastell immer wieder mit Hochwasser bedrohte, so die Lebensbeschreibung des heiligen Severin. (vgl. auch Bayer-Niemeier, S. 66)[41]

Aber gegenüber solchen gelegentlichen Änderungen des Donaulaufs müsste seit dem 19. Jahrhunderts eine systematische Ver-

[41] Quintana ist wahrscheinlich nach einer römischen fünften Kohorte – „ad quintanos“ – benannt. Im Mittelalter wurde daraus „Quinzen“; die bajuwarisch wirkende Endung „-ing“ erhielt Künzing erst im 19. Jahrhundert. (ebd., S. 38)

kürzung des Donaulaufs erfolgt sein, als die großen Kanalbauten und Regulierungen einsetzten. Werden also nach jeder Donaubegradigung die Donaumarkierungen bzw. -kilometer geändert, fragte ich mich, und entsteht andernfalls nicht eine Unstimmigkeit zwischen traditionellen und tatsächlichen Donaukilometern?

Auskunft bekam ich vom Bayerischen Landesamt für Wasserwirtschaft. Die Lauflänge des Flusses wird demnach nur bei der eigentlichen Kilometrierung genau erfasst, bei „Veränderungen werden aber die Kilometertafeln und die Vermarkungen nicht versetzt“ und die tatsächlichen Abstände nur noch in einer Datenbank mitgeführt.

Je nachdem, ob sich Veröffentlichungen auf fixe Kilometertafeln oder auf neue Vermessungen beziehen, könnten auch die angegebenen Donaukilometer variieren, und es könnte auch sein, dass zwar die relativen Abstände zu einem bestimmten Referenzort, z.B. Passau, neu vermessen wurden, aber nicht absolut zum Nullpunkt bzw. zur Mündung, sagte ich mir. Und ich fand, dass bei Flüssen gelegentlich von „kurzen Kilometern“ gesprochen wird.

Ich verglich einige Werte der DTG (Deutsche Transport-Genossenschaft Binnenschiffahrt eG) (http://www.dtg-eg.de/ki_donau.htm) mit den Karten im Geo-Fachdaten-Atlas des Bodeninformationssystems Bayern (http://www.bis.bayern.de/bis), um eine Ahnung für etwaige Unstimmigkeiten bei Angaben zu Donaukilometern zu bekommen:

Ort	DTG-km	BIS-km	Diff
Kelheim (Hafen)	2411	2411	0
Regensburg (Westhafen)	2376	2377	-1
Deggendorf (Hafen)	2282	2284	-2
Vilshofen	2249	2248	1
Passau (Hafen)	2228	2228	0
Grenze Deutschl.-Österr.	2223	2223	0

Weiter wollte ich abschätzen, inwiefern sich die Lauflänge der Do-

nau im Laufe vieler Jahrzehnte geändert haben könnte, und dazu ältere mit neueren Angaben vergleichen.

Laut Wikipedia (Juni 2005) hat die Donau von Donaueschingen bis zur Mündung eine Länge von 2857 Kilometern (bzw. 2888 Kilometern, wenn bis zur Quelle der Breg gezählt) und ist somit der zweitlängste Fluss Europas nach der Wolga. Meyers Konversationslexikon von 1907 gibt 2860 Kilometer für ihre Länge an (und 1684 km für die Entfernung bzw. Luftlinie, Knaurs Konversationslexikon von 1932 gibt ebenfalls 2860 Kilometer an, das Bertelsmann Volkslexikon von 1960 hingegen etwas weniger, 2850 Kilometer.

Zum Vergleich wählte ich Adalbert Müllers Buch „Die Donau von der Einmündung des Ludwigskanals bis Wien“ von 1856. Auf Seite 5 gibt er als die Länge der Donau „mit allen ihren Krümmungen und Widerläufen“ $379\frac{7}{8}$ geografische Meilen an und als „direkten Abstand der Quelle von der Mündung“ 220 Meilen.

Die geografische Meile wurde auch als „gemeine deutsche Meile“ oder „Miliaria Germanica communica“ bezeichnet und entspricht 7,42 Kilometern; sie führt – so die Staatsbibliothek Berlin in ihrem „Projekt zur Erschließung historisch wertvoller Altkartenbestände“ (http://ikar.staatsbibliothek-berlin.de) – „in der Regel ... zu guten Ergebnissen“.

Bei mir jedoch zu eher schlechten: Denn bereits die Luftlinie berechnet sich mit 7,42 * 220 zu 1632 Kilometern und ist deutlich kleiner als die 1684 km aus Meyers Konversationslexikon, obwohl dies in der Mitte des 19. Jahrhunderts schon ein ziemlich einfach zu bestimmender Wert gewesen sein müsste.

Als Lauflänge ergeben sich bei Müller mit 7,42 * $379\frac{7}{8}$ 2819 Kilometer, die verglichen mit den heutigen ca. 2860 Kilometern ebenfalls merklich zu gering ausfallen, zumal eigentlich zu erwarten wäre, dass der frühere Wert größer als der heutige sein müsse, eben wegen der Begradigungen. Die Lauflänge der Donau addiert Müller auf Seite 7 von Donaueschingen „bis an das Meer“ aus 40

Streckenabschnitten, ich kam damit jedoch nicht auf $379\frac{7}{8}$, sondern nur auf $378\frac{7}{8}$.

Woher die Unstimmigkeit zwischen den Angaben Müllers von 1856 und den heutigen kommen, ist mir unklar, so sind sie aber auf irgendeine Weise unvergleichbar. – Auffällig ist aber auch, dass der Wert für die Lauflänge der Donau, den Meyers Konversationslexikon von 1907 mit 2860 Kilometern angibt, fast zu gut mit den heutigen Werten übereinstimmt. Denn seitdem sind fast 100 Jahre vergangen, in denen die Donau weiter begradigt wurde; und selbst wenn man mit berücksichtigt, dass das Donaudelta größer geworden ist, hege ich dennoch den Verdacht, dass der heute gebräuchliche Wert für die Lauflänge der Donau vielleicht älteren Angaben entspricht und mittlerweile um manche Kilometer zu groß ist.

Bei all diesen Wenn-und-Abers scheint mir dennoch ein Index der Donaukilometer nützlich, denn man überblickt gut die Reihenfolge der Orte und kann für Schiffs- oder Radtouren ausreichend genau die Strecken ausrechnen. Die Werte zwischen Gundelfingen (2548 km) und Untermühl (2168 km) habe ich aus den Karten des Bodeninformationssystems Bayern (BIS) abgelesen und ggf. interpoliert, die Werte zwischen Aschach und der Grenze Ungarn-Kroatien stammen von der DTG und alle andern Werte habe ich mir aus verschiedensten Internet- und Bücherquellen besorgt. Unstimmigkeiten zwischen meinen und anderweitigen Fundstellen sollten kaum mehr als ein bis zwei Kilometer betragen, andernfalls sollte das genauer hinterfragt werden, Tipp- und Ablesefehler mit eingeschlossen.

Literatur

Bayer-Niemeier, Eva (Hrsg.): Museum Quintana, Archäologie in Künzing, Führer durch alle Abteilungen, 2004 (1. Auflage).

Einstein, Albert: Die Ursache der Mäanderbildung der Flußläufe und des Baerschen Gesetzes, in: Mein Weltbild, S. 166-170, Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1977.

Eugippius: Vita Sancti Severini / Das Leben des heiligen Severin, hrsg. v. Theodor Nüsslein, Stuttgart 1986/1999.
Müller, Adalbert: Die Donau von der Einmündung des Ludwigskanals bis Wien, Regensburg 1856 (Nachdruck ca. 1982).

Index

Ort	Donau-km
Breg (Quelle)	2888
Donaueschingen	2857
Tuttlingen	2744
Ulm	2586
Gundelfingen	2548
Lauingen	2544
Dillingen	2536
Hochstädt	2532
Donauwörth	2510
Neuburg	2477
Ingolstadt	2457
Vohburg	2443
Neustadt	2432
Weltenburg	2420
Befreiungshalle	2415
Kelheim	2414
Bad Abbach	2399
Regensburg (Werft, Westhafen)	2377
Donaustauf	2370
Walhalla	2369
Wörth	2349
Straubing (Zentrum)	2327
Oberalteich	2312
Bogen	2311
Bogenberg	2310
Pfelling	2306

Ort	Donau-km
Irlbach	2301
Stephansposching	2297
Metten	2289
Deggendorf (Zentrum)	2286
Isarmündung	2282
Niederalteich	2276
Osterhofen	2269
Winzer	2265
Hofkirchen	2257
Künzing	2256
Pleinting	2255
Vilshofen	2248
Windorf	2246
Sandbach	2242
Schalding	2235
Kachlet-Kraftwerk	2230
Passau (Dom)	2226
Grenze Deutschland-Österreich	2223
Erlau	2216
Obernzell	2210
Jochenstein-Kraftwerk	2203
Engelhartszell	2201
Schlögen (Donauschlinge)	2187
Obermühl	2178
Untermühl	2168
Aschach (Schleuse)	2163
Ottensheim-Wilhering (Schleuse)	2147
Linz (Hafen)	2130
Abwinden-Asteri (Schleuse)	2120
Enns (Hafen)	2111
Wallsee-Mitterkirchen (Schleuse)	2095
Grein (Hafen)	2079
Ybbs (Hafen)	2058

Ort	Donau-km
Melk (Schleuse)	2038
Krems (Hafen)	1998
Altenwörth (Schleuse)	1980
Greifenstein (Schleuse)	1949
Korneuburg (Hafen)	1942
Wien-Freudenau (Hafen)	1920
Hainburg	1883
Grenze Österreich-Slowakei	1872
Bratislava (Hafen)	1867
Grenze Slowakei-Ungarn	1858
Komarno (Hafen)	1767
Esztergom	1719
Grenze Slowakei-Ungarn	1708
Budapest (oberer Hafen)	1652
Budapest (unterer Hafen)	1639
Duaujvaros (Hafen)	1579
Baja (Hafen)	1470
Mohacs (Hafen)	1447
Grenze Ungarn-Kroatien	1433
Belgrad	1170
Eisernes Tor	1040
Turnu-Severin	931
Corabia	630
Russe (Bulgarien)	495
Cernavoda	300
Galati (Rumänien)	150
Sulina	0

Index

Ich sah einen Stein
und warf ihn den Schwalben nach,
die sonnwärts flogen.



www.differenz-verlag.de